

UNGARNDEUTSCHE LITERATUR

Textsammlung

VORWORT

Die Textsammlung gibt einen Überblick über die ungarndeutsche Literatur für die Schüler und Schülerinnen in den 5-8 Klassen. Bei der Auswahl der Texte müssen die Alterseigentümlichkeiten der Kinder, sowie ihre geschichtlichen, sprachlichen und literarischen Kenntnisse berücksichtigt werden. Diese Zusammenstellung ermöglicht den Kindern, in Besitz von breiten Kenntnissen über die Geschichte der Ungarndeutschen im Spiegel der Literatur zu gelangen. Andererseits werden sie die herausragenden Autoren und Werke der ungarndeutschen Literatur kennenlernen. Die sprachliche und poetische Formgebung der vorgestellten Gedichte und Novellen sichert die Freude am Lesen, und die Schicksale, die sich in den Werken vor uns auftun, bringen die Vergangenheit und Gegenwart der Minderheitenliteratur und der deutschen Nationalität den heutigen Jugendlichen näher.

Die Textsammlung stellt ein schöpferisches Werk dar. Sowohl die Gedichte als auch die Novellen repräsentieren die Vielfältigkeit der künstlerischen Einteilung. Es gibt Werke, die eine traditionelle, sprachliche und bildliche Formulierung aufweisen und es gibt welche, die Mittel beinhalten, die eher für die ungewöhnlicheren, modernen, literarischen Werke charakteristisch sind. Für jede Altersgruppe gibt es einen Text im Dialekt, der mit Hilfe der Lehrer oder mit dem Einbeziehen von Personen, die den Dialekt noch beherrschen, von den Kindern gelesen werden kann, auch dadurch können sich die Kinder ein Bild über die Veränderungen der Sprache machen.

Wie alle Textsammlungen, kann auch dieser in den Unterrichtsstunden, bei anderen Gelegenheiten für die Vorstellung eines literarischen, sprachlichen, geschichtlichen Ereignisses oder zur Darstellung des Lebens, der früheren und heutigen Kultur der Ungarndeutschen verwendet werden. Die Sammlung lässt sich auch selbstständig lesen, wenn die Schüler und Schülerinnen nicht nur Gedichte und Novellen für ihr Alter und für ihre Schulklasse entdecken, sondern wenn sie in dieser Anthologie interessante, spannende oder einfach nur schöne Texte zum Lesen finden.

Auf die Zusammenstellung der ungarndeutschen Literatur folgt eine Studie über die einzelnen Autorengenerationen und schließlich wird die Textsammlung mit der Autorenliste abgeschlossen.

Prof. Dr. Horváth Béla

5. Klasse

Erika Áts

Beim Nähen zu singen

Ich nähe, ich nähe,
Ich näh‘ den ganzen Tag,
Ich näh‘ für mein Püpplein,
Ich nähe, was ich mag.
Ein Blüslein, ein Röcklein,
Ein Schürzelein dazu,
Die Söcklein strickt die Omama,
Der Schuster macht die Schuh‘.

(Melodie: Zeigt her eure Füße...)

Erika Áts

Sieben Sachen

Fragst du die Kinder der Welt:
Was ist Glück?
Sieben Sachen nennen sie alle:
Mutter, Vater,
das Zuhause,
Milch und Brot,
einen Freund,
und: Nie-Angst.

Aber nicht alle Kinder der Welt
haben
Mutter, Vater,
ein Zuhause,
Milch und Brot,
und viele: Angst.

Fragst du die Kinder der Welt:
Was willst du werden?
Sagen sie alle:
- Mutter,
- Vater,
und wir haben dann
ein Zuhause,
Milch und Brot,
viele Freunde,
und nie Angst.

Für das Wohl der Welt
die Sieben Sachen der Kinder:
ein rundes Programm.

Robert Becker

Heidentanz mit Paukenschlag

Feuer zünden
Wasser gießen
Flügel schmieden
Wolken hüten

Feuer tanzen
Wasser hören
Flügel heben
Wolken sehen

Feuer schlucken
Wasser trinken
Flügel schwingen
Wolken suchen

Feuer träumen
Wasser finden
Flügel senken
Wolken werden

(1986)

Robert Becker

Schwäbische Türkei

Aus den Wandrissen
wortberaubter Bauernhäuser
träufeln Märchen.
Alten Frauen ähnlich,
die man mit ihren Gartenbesen
plaudern hört,
murmeln sie vergessene Geschichten.

Nelu Bradean-Ebinger

Bekanntnis

Auf der Suche nach Liebe
fand ich
Spuren

Spuren im frischgefallenen Schnee
Spuren zurück in die Vergangenheit
unter frischgefallenem Schnee

fand ich sie
die Mutterliebe

unter frischgefallenem Schnee

fand ich
die Liebe
der Mutter
für mich und dich

unsere schwäbische
Muttersprache

Nelu Bradean-Ebinger

September

Wind, Wind
gedulde dich
geling, geling.
September, September
kehrt wieder,
kehrt wieder.

Wind, Wind gelind, gelind.
Vergißmeinnicht
ziert mein Gedicht.

September, September
zieht wieder,
zieht wieder.

Martha Fata

Zum Geburtstag

Ich male dir
einen Vogel, so blau
wie Himmelsliebe
eine Quelle, so blau
wie Meerestiefe
eine Blume, so blau
wie Glockenklänge.

Das Bild packe ich ein
in Seide des Wortes
und binde zusammen
mit Bändern des Trostes:
mit siebenundzwanzig
stehst du noch
vor Geheimnissen
des Morgens!

(1987)

Georg Fath

Vergißmeinnicht

Im Wiesengrund, am Bachesrand,
auf frischer grüner Au,
dort blüht so sanft, fast unbekannt,
ein Blümlein himmelblau.

Die Sprache ist so sanft und mild,
die dieses Blümlein spricht,
ein liebes, innig frohes Bild,
stets nur: ‚Vergißmeinnicht‘.

Ich hebe dieses Blümlein
voll Andacht himmelwärts,
und pflanz es einem Mägdlein
sehr tief ins warme Herz.

(Püspökmárok, 1927)

Claus Klotz

Ahnerls Lied

Schlaf, Kindchen, schlaf,
verstehst nicht meine Sprach‘
die Märchen und Sagen
und meine deutschen Fragen.
Schlaf, Kindchen, schlaf.

Schlaf, Kindchen, schlaf,
bleib fleißig und schön brav,
zum Häusle bauen, Auto kaufen
wirst du meine Sprach nicht brauchen.
Schlaf, Kindchen, schlaf.

Schlaf, Kindchen, schlaf,
ich sink bald in das Grab,
mit mir die deutsche Mär, das Wort,
sie finden dort den letzten Hort,
schlaf, Kindchen, schlaf.

Valeria Koch

Ein Kind erzählt

Die Blätter sind die Augen
der Bäume.
Du glaubst wohl,
ich träume.

Im Winter
schlafen die Bäume.
Sie haben
blätterlose Träume.

Der Frühling öffnet
die Augen der Bäume.
Glaubst noch,
ich träume?

Josef Michaelis

Blätter

Blätter
grünen noch
Blätter
in dem Laub
Blätter
fallen doch
Blätter
in den Staub.

(1984)

Josef Michaelis

Der Fisch und der Frosch

Es war einmal eine Mühle, neben der Mühle ein Weidenbaum, am Stamm des Baumes ein Mühlstein, und nicht weit vom Stein ein runder See. In diesem See lebten der Fisch und der Frosch. Dem Fisch kam einmal der Gedanke, den Frosch zu besuchen. Der saß eben auf dem Seegras und jagte mit seiner Zunge einen Fliegenschwarm.

„Guten Tag!“ grüßte der Fisch, dann fragte er:

„Lieber Nachbar! Die Tage vergehen so eintönig. Hast du nicht Lust, mit mir eine Weltreise zu machen?“

„Aber wie“, antwortete der Frosch.

„Weißt du, ich möchte das Glück finden, und damit meinen alten Wunsch befriedigen“, fügte der Fisch noch hinzu.

„Also, dann los“, rief der Fliegenschnapper, „ein kleiner Luftwechsel wird mir sicher gut tun“.

Die Sonne schien heiß und die beiden wurden bald müde. Für ein Viertel Stündchen ruhten sie sich aus, aßen etwas und planschten im seichten Wasser des Teiches.

„Wir haben Glück“, sprach der Fisch, „denn, wenn heute ein regnerischer Tag wäre, mussten wir eine schwerere Wanderung mitmachen“.

Nach der Rast machten sie sich wieder auf den Weg. Einem Storch, der im baumelnden Röhricht nach Beute suchte, gingen sie auch glücklich aus dem Wege. Am Abend kamen sie zu einer verlassenem Zille.

„Wir haben Glück, hier können wir übernachten“, sagte der Fisch voller Freude.

Am nächsten Tag gingen sie weiter und begegneten wieder ihrem Glück, und zwar einmal in Form eines Triftholzes, ein anderes Mal im Wind, der die Wellen in Richtung ihres Wanderweges peitschte. Am dritten Tag kamen sie zur Mühle zurück.

„Mir schien die Welt rund“, sprach der Frosch zu seinem Nachbarn.

„Und ich habe herausbekommen, dass das Glück jedem hold ist, man muss nur mit offenen Augen durchs Leben wandeln“, stellte der Fisch fest.

Inzwischen kam der Müllerknecht, um den Mühlstein in die Mühle zu tragen. Der Stein rutschte ihm aber aus den Händen und rollte in den See. Dort blieb er im Schlamm stecken, fiel auf die Seite, gerade auf die beiden Freunde. Der Fisch wurde von der Last des Mühlsteines so flach wie ein Brett, und vor Schreck stumm. Der Stein drückte auch seinen Freund, den Frosch platt. Und weil er gerade über das Mittagessen sprach und das Wort „Quark“ sagen wollte, jedoch nicht beenden konnte, hört man seit dieser Zeit nur „Quak“ von ihm.

Die Geschichte hätte auch schlimmer enden können, zum Glück rannte der Müllerknecht gleich nach dem Mühlstein, hob ihn auf und rollte ihn in die Mühle. So ertranken die Freunde nicht.

Josef Michaelis

Der Fuchs und der Hase

In früheren Zeiten waren der Fuchs und der Hase ein Herz und eine Seele. Sie schlenderten zusammen durch den Wald, rannten miteinander hinter regenbogenfarbigen Schmetterlingen auf der Wiese her und wehrten sich zusammen gegen den falschen Wolf. Gemeinsam gingen sie auch auf Beute in den Hof eines reichen Bauern, der am Rande des Dorfes wohnte. Der Fuchs mauste Hühner, der Hase benagte im Garten die Krautköpfe. Ihre Diebstähle heckten sie auch zusammen aus. Während der Hase im Krautgarten aß, bewachte der Fuchs seinen Freund, und stahl der Fuchs im Hühnerstall Geflügel, stand der Hase neben dem Lattenzaun Wache.

In einer Nacht, als den Mond rosa Wolken bedeckten, gingen die Freunde auf Nahrungssuche ins Dorf. Sie schlichen sich ins Haus des Bauern. Die Umgebung schien ihnen still, nur ab und zu heulten Hunde in der Ferne.

„Heute werden wir es leicht haben“, ergriff der Fuchs das Wort „sicher schläft die ganze Familie schon.“

„Wir brauchen nicht Wache stehen“, stimmte der Hase zu, und nachdem er sich nochmals umgeblickt hatte, sprang er in den Gemüsegarten. Sein Freund wartete noch eine kleine Weile, und weil auch ihm nichts verdächtig war, stahl er sich zum Hühnerstall fort. Fenster und Tür waren unverriegelt. Der Dieb steckte seinen Fuß in die Lücke und öffnete lautlos die Tür. Vor Schreck fingen die Hennen an zu gackern.

„Na, hier ist der gedeckte Tisch!“ dachte der Schlaukopf, und erwischte ein Huhn, das ein großes Kröpfchen hatte.

Dann wollte er sich davonmachen. Plötzlich aber konnte er keinen Schritt tun. Jemand griff ihn fest am Schwanz. Der Fuchs schaute nach hinten und sah den Bauern.

„Endlich habe ich dich!“ rief der Hausherr. „Es hatte sich gelohnt, mich im großen Korb zu verstecken.“

„Au!“ schrie der Fuchs, weil der Bauer ihm wehtat.

Er ließ die Henne los und klammerte sich an die Tür. Doch der Bauer hielt ihn fest. Der Fuchsschwanz begann sich zu dehnen und wurde immer länger. Plötzlich

jedoch entglitt er den Händen des Bauern, und der Mann fiel rücklings zwischen die Hühner. Der Fuchs rannte los, durch den Hof auf den Garten zu.

„Renn weg!“ hörte er jetzt die Stimme des Hasen.

Vor dem Fuchs wurde ein Schatten sichtbar, in dem er den Sohn des Bauern erkannte. Der fuchtelte mit einer Axt herum. Vor Angst sträubte sich das Schwanzfell des Fuchses. Doch rannte er in größter Hast zwischen den Füßen des Burschen hindurch in Richtung Wald. Bald hörte er schweres Atmen von hinten, so beschleunigte er seine Schritte.

„Lauf doch nicht so wild! Ich bin es, dein Freund“, sprach eine Stimme aus der Dunkelheit.

Der Fuchs blieb endlich stehen und erwartete den Hasen neben einer Pappel. Sein Freund schluchzte herzerreißend.

„Warum weinst du?“ fragte ihn der Fuchs „wir sind doch davongekommen.“

„Ich habe nur noch einen halben Schwanz“, jammerte der Hase, den Rest hat mir der Bauernsohn mit der Axt abgehauen.“

Der Fuchs lachte den Hasen aus, der darauf sehr zu weinen begann. Während die beiden Freunde sich ausruhten, kam der Mond hinter den rissigen Wolken hervor. Den Weg überschwemmte ackersenfgelber Mondschein. Da fing der Hase an von Herzen zu lachen:

„Du hast ja jetzt einen längeren Schwanz! Und wie aufgepludert er ist!“

Der Fuchs sah nun, was mit ihm geschehen war. Er schämte sich sehr. Dann aber donnerte er den Hasen an:

„Du bist schuld daran! Du wolltest, dass wir heute nicht Wache stehen. Mach, dass du fort kommst, sonst fresse ich dich mit Haut und Haar. Von jetzt an sind wir keine Freunde mehr!“

Der Hase erschrak und machte sich auf die Sohlen.

Seit diesem Diebstahl ist der Hasenschwanz kurz, der Schwanz des Fuchses lang und üppig.

Die Nachricht von diesem Vorfall hat sich verbreitet, so hörte auch ich diese Geschichte.

Josef Michaelis

Der römische Wachturm

Ein langes Tal durchquert das Dorf Schomberg im Komitat Branau. In diesem Tal rieselt ein Bach in Richtung Süden. Das Wasser fließt im Unterdorf zwischen größeren Hügeln nach Baar. Wenn man von dort dem Bächlein folgt und sich bei der Brücke nach links wendet, kommt man zu einem längeren Hügelzug.

Auf den höchsten Hügel, von wo man die ganze Umgebung gut überblicken kann, führt eine Schlucht. In der Tiefe der Schlucht gibt es einen Hohlweg, der den Wanderer ins Nachbardorf, nach Seetsche leitet. Den Weg vertieften die Wagenräder in Jahrtausenden und Regen wusch die so auflockerte gelbe Erde ins Tal und breitete sie am Ufer des Baches aus. Vier, fünf Meter hohe Lösswände umranden heute diesen Weg. Am Fuße des Hügels wurden Gegenstände aus der Römerzeit gefunden. Ein Venuskopf aus weißem Marmor, Bronze- und Silbermünzen, rote Keramik- und Glasscherben kamen ans Tageslicht. Aber die in der Nähe gefundenen zwei Ziegelgräber deuten auch auf die einst neben dem Weg liegende Siedlung hin. Von einem alten Mann mit großem Schnurrbart, der im Unterdorf wohnte, hörte mein Großvater die folgende Geschichte. Später erzählte er sie mir dann fast wortwörtlich weiter.

*

Einmal, als der Vater dieses alten Mannes mit Ochsen sein Feld beackerte, blieb sein Pflug an etwas hängen und zerbrach. Als der Bauer nachschaute, was den Schaden verursacht hatte, fand er unter der Erde einen beträchtlichen Bruchstein.

Am nächsten Tag nahm er seinen Spaten mit, und es kamen der Reihe nach große Kalksteine zum Vorschein. Alleine brachte sein Vater die Arbeit nicht fertig, so rief er einige von seinen Freunden, ihm am Wochenende beim Heben der Steine zu helfen. Danach trugen die Helfer die Kalksteine zu einem Haufen zusammen. Die ganze Umgebung mussten sie umgraben, um alle Steine zu finden, damit der Pflug

nicht wieder zerbrach, denn das wäre ein teurer Spaß gewesen. Wie sie so arbeiteten, fand der Nachbar Menschenknochen. Die anderen gingen gleich zu ihm und halfen ihren Kameraden beim Graben.

„Vielleicht finden wir auch noch Gold“, sagte der eine.

Kein Gold, aber ein braunes Geldstück, ein kleines, grünes Kreuz und ein rostzerfressenes Schwert lagen zwischen den Knochen. Die Knochen und das Kreuz vergruben sie danach wieder tiefer.

Die Gegenstände übergab der Vater des Alten aber dem Herrn Lehrer, der sie gleich prüfte. So erfuhr er, dass diese wahrscheinlich einem römischen Legionär gehört hatten. Und er erzählte auch über die Zeit des Römischen Reiches.

Einst, so ungefähr vor 1600 Jahren, stand wahrscheinlich ein römischer Wachturm auf der Anhöhe. Der Turm wurde auf Bruchsteingrund gebaut, den Wachturm zimmerte man aus Holz. Die Holzstücke waren schon längst verfault, die Steine und einige verkohlte Holzreste blieben aber der Nachwelt erhalten.

Warum wurde der Legionär neben dem Wachturm beerdigt? Da kann man nur Vermutungen anstellen. Vielleicht verlor er bei einem Angriff der Barbaren vom jenseitigen Ufer der Donau sein Leben. Streifende Reitervölker drangen oft in Pannonien ein, wo sie mit reicher Beute rechnen konnten. Bei Gefahr gaben die römischen Soldaten nachts mit Fackeln, am Tag mit Rauch Signale von den Türmen. Wahrscheinlich war dieser Legionär bis zur letzten Minute auf der Warte geblieben, danach konnte er nicht mehr fliehen.

Der Wachturm wurde vom Feind in Brand gesteckt, der Soldat getötet. Als die Barbaren ans andere Ufer zurückkehrten, kamen auch die Menschen aus ihren Verstecken hervor. Wahrscheinlich bestatteten sie diesen Legionär. Das Geld und das Schwert gaben sie ihm für die Reise ins Jenseits mit. Weil er ein Kreuz trug, war der Legionär vermutlich ein Christ.

Das Schwert übergab der Herr Lehrer dem Museum der nahe gelegenen Stadt, die Silbermünze dem ehrlichen Finder. Von ihm hatte später sein Sohn, der Mann mit dem Schnurrbart bekommen. Dieser schenkte sie kurz vor seinem Tode als Glücksgeld meinem Großvater.

Mein Großvater bewahrte diese Münze auf. Später gab er sie mir. Seitdem vergingen viele Jahre. Auch heute gehört diese Münze zu meinen teuersten Schätzen. Wenn ich sie ab und zu in die Hand nehme, blickt mich das Porträt eines stolzen römischer Soldatenkaisers an. Und da kommen mir das mildherzige Gesicht meines Großvaters in den Sinn, und der alte Mann mit großem Bart vom Unterdorf.

Sie weilen nicht mehr unter den Lebenden. Vielleicht aber trafen sie im Jenseits diesen römischen Legionär.

Josef Michaelis

Die alte Weide

Nicht weit von der Schomberger Flur auf der Wiese, in der Nähe des Heiligen Brünneleins, standen früher mehrere Weidenbäume. Sie waren sehr alt, man schätzte sie auf mehrere hundert Jahre. Zwei Erwachsene konnten ihre Stämme nicht umfassen. Als der eine alte Baum austrocknete, verkaufte ihn der Besitzer der Wiese einer Seetscher Muldemacher-Zigeunerfamilie, die daraus Schweineschlachtmulden aushöhlte. So bekam auch der Bauer mehr Geld für den Baum, als wenn er ihn als Brennholz verhökert hätte, außerdem musste nicht er die Weide fällen. Der Zigeuner freute sich sehr über den Kauf, denn einen Weidenbaum mit solch dickem Stamm konnte er sich selten verschaffen.

Seine Familie lebte in Armut. Er hatte täglich viele Mäuler zu stopfen. Und dies war nicht einfach.

„Ich kann aus diesem Stamm eine riesengroße Mulde aushöhlen, und dafür werde ich auf dem Mohatscher Markt viel Geld bekommen“, meinte er. Die großen Brühmulden hatten damals fünfmal so viel Wert wie die kleineren.

Die Mitglieder der Zigeunerfamilie zogen im Sommer auf die Wiese. Sie begannen, den Weidenbaum zu fällen. Axt und Säge waren im Dauereinsatz. Tagelang dauerte es, als die Zigeuner den Baum ausschnitten. Die Zerstücklung des Holzes war auch nicht so leicht. Die Äste waren so dick, dass man aus ihnen mehrere kleine Mulden aushöhlen konnte. Der Zigeuner arbeitete fleißig. Seine größeren Kinder guckten sich von ihrem Vater die Kunstgriffe ab, die kleineren sammelten Äste und Späne auf einen Haufen.

„Für den Winter ist das gut als Brennholz“, sagte die Frau des Zigeuners.

Als der Zigeuner mit den kleinen Mulden fertig war, begann er die große auszuhöhlen. Es dröhnten der Deichselhammer und die Axt, es kreischte die Säge.

Man braucht Wissen und Erfahrung für so eine Arbeit. Wochenlang höhle er den dicken Stamm aus, damit keine falsche Bewegung die Mulde durchlöcherte. Bei den Knorren musste der Muldemacher besonders vorsichtig sein.

Als er so die Mulde immer tiefer aushöhlte, sprühte sein Deichselhammer auf einmal große Funken.

„Poztausend! Ist etwa Eisen im Baum?“ ärgerte sich der Zigeuner.

Er untersuchte die Innenfläche der halbfertigen Weidenmulde. Tatsächlich, ein Eisenstück war darin. Und gar kein kleines. Er musste es umhöhlen, damit er das Eisen rausholen konnte.

Zu seiner Verwunderung fand er ein verrostetes Kästchen. Der Zigeuner öffnete den Deckel, und Welch Wunder: gelbe Goldmünzen lagen darin! Alle Bewohner der armseligen Hütte liefen auf die gute Nachricht hin gleich zusammen.

„Wir sind reich!“ schrien sie freudig.

Der Zigeuner verkaufte die Münzen an einen Schomberger Händler, der sich mit alten Sachen beschäftigte.

Danach kaufte der Muldemacher-Zigeuner ein schönes Häuschen am Donauufer. Seine Kinder mussten von dieser Zeit an keinen Hunger mehr leiden. Der Zigeuner hörte aber mit seinem Handwerk nicht auf. Der Muldemacher hoffte, im Leben noch einmal einen Schatz zu finden.

*

Wie das Kästchen ins Innere des Weidenbaumes gekommen war und wer es versteckt hatte? Das kann man nur vermuten. Nach Meinung meines Großvaters, der bei jemandem noch eine Münze aus diesem Goldschatz gesehen hatte, sei es wahrscheinlich ein österreichischer Offizier gewesen, der den Sold seiner Soldaten verborgen hatte. Auf der Rückseite der Münze konnte man nämlich einen Doppeladler sehen. Dieser Weidenbaum war damals noch viel kleiner und in seinem Stamm war sicher ein Loch. Dahin hatte der Offizier den Schatz versteckt. Was mit ihm dann geschehen war und warum er das Gold nicht mehr aus dem Loch holen konnte? Das weiß auch heute keiner.

Das Geheimnis hatte die alte Weide nur dem armen Muldemacher-Zigeuner enthüllt, der Schatz geriet so in gute Hände.

Josef Michaelis

Die kleine Giraffe

In der Savanne, irgendwo in Mittelafrrika, lebte vor vielen, vielen Jahren eine kleine Giraffe. Zu dieser Zeit waren die Beine der Giraffen gewachsen und gewachsen und so lang geworden, damit sie schneller laufen können, wenn Löwen sie angreifen. Ihr Hals war aber noch kurz und auf ihrem Kopf trugen sie keine Auswüchse. Warum sie sie dann später doch hatten? Das werde ich euch jetzt erzählen.

Die kleine Giraffe ging einmal spazieren. Plötzlich sah sie einen Tigerschmetterling und wollte dessen farbenprächtiges Flügelpaar aus der Nähe bewundern. Der Schmetterling flog von Blüte zu Blüte, so lockte er sie. Auf einmal flog er in die Höhe und verschwand in der Ferne. Die kleine Giraffe sah ihn nie mehr. Als sie sich umblickte, merkte sie, dass sie sich verirrt hatte. Sie befand sich an einem unbekanntem Ort, und es war auch schon dunkel. Der Mond ging auf und die ersten Sterne schienen am Nachthimmel. Löwen brüllten in der Nähe und die Nacht erschreckte sie mit Tausenden von unbekanntem Stimmen. Die kleine Giraffe traute sich nicht weiterzugehen, so versteckte sie sich im hohen Gras unter einem großen Akazienbaum mit üppiger Laubkrone. Weil sie sehr müde war, schlief sie sofort ein. Löwengebrüll weckte sie am anderen Tag. Die kleine Giraffe sah die Raubtiere, wie sie auf Beute lauerten. Sie konnte keinen Schritt aus ihrem Versteck tun.

„Giraffenmutter, Giraffenvater suchen mich schon“, dachte sie, „sie werden sicher hierher finden.“ „Aber was soll ich solange essen? Ich bin so hungrig“, murmelte sie.

Weil die Akazienkrone voll mit Blättern war, wusste sie, was sie frühstücken würde. Sie streckte ihren Hals nach oben und fing an, die unteren Blätter des Baumes zu kauen. Inzwischen schaute sie nach links und rechts, ob sie irgendwo ein Raubtier erblicken würde. Wie die Giraffe so ihren Kopf in die Höhe hielt, verklemmte sich ihr Hals zwischen zwei Ästen. Je mehr sie sich befreien wollte, desto fester hielten ihn die dicken Äste. Der Akazienbaum hatte auch Stacheln, und damit sich die kleine Giraffe nicht verletze, bewegte sie ihren Hals von da an lieber nicht mehr.

„Wer wird mir nun helfen?“, jammerte sie.

„Das weiß ich nicht“, antwortete der Marabu von der Baumspitze, der erst jetzt den unerwünschten Gast unter dem Baum sah.

„Das ist mein Baum! Es wäre besser, wenn du von hier fortgehen würdest! Ich möchte nichts mit dir zu tun haben!“

Er flog über den Kopf der kleinen Giraffe und schlug mit seinem Schnabel zweimal so stark darauf, dass auf ihrem Kopf gleich zwei große Beulen wuchsen.

„Ich ginge ja, wenn ich nur könnte“, muffelte die kleine Giraffe.

„Scher dich fort, du Müllsammler!“ schrie dann ein Affe, der auch auf diesem Baum die Nacht verbracht hatte. Dann verscheuchte er den Marabu.

„Ich werde deine Eltern suchen, sie können dir sicher helfen“, sagte der Affe zu der Giraffe, dann schwang er sich von Baum zu Baum und verschwand aus den Augen.

Die kleine Giraffe blieb alleine zurück. Der Akazienbaum wuchs tagaus, tagein, Woche für Woche, von einem Monat zum anderen, er wuchs und wuchs empor und der Hals der kleinen Giraffe wurde immer länger. Ihr Kopf erreichte schließlich die Spitze des Baumes. Weil sie ihren Kopf drehen konnte, erreichte sie neben den Ästen immer die Blätter, so verhungerte sie nicht. Wenn es regnete, öffnete sie ihr Maul und hielt es aufwärts, so konnte sie mit Wassertropfen ihren Durst stillen. Die Giraffe hoffte nicht mehr auf ein Wiedersehen mit ihren Eltern. Der gutherzige Affe gab die Suche nach den Eltern aber nicht auf und nach langer Zeit fand er beide in einer Wanderherde. Er führte sie zum Akazienbaum. Groß und Klein fiel über die Äste her, und sie zerkauten deren Rinden. So entkam die kleine Giraffe. Riesengroß war die Freude in der Giraffenfamilie.

Als die kleine Giraffe erwachsen war, suchte sie sich einen Mann. Ihre Kinder, die kleinen Giraffen, kamen schon mit einem langen Hals und mit zwei Auswüchsen auf ihrem Kopf zur Welt.

Die Giraffen mit kurzem Hals starben aus, so gibt es seither nur noch langhalsige Giraffen auf der Erde.

Josef Michaelis

Jahreszeiten

Eia, popeia,
der Frühling is frisch,
wir gehen ins Freie
und fangen ein Fisch.

Eia, popeia,
der Sommer is heiß,
wir nehmen ein Seebad
und schlecken ein Eis.

Eia, popeia,
der Herbst der ist naß,
wir brauchen die Schirme –
der Most gärt im Faß.

Eia, popeia,
der Winter is kalt,
wir sitzen am Feuer –
das Christkind kommt bald.

Josef Michaelis

Landschaftsbild

Schneegänse
im Mondschein

Auch tausend Sterne

Schneegänse
im Mondschein

Nur ich allein

(Schomberg, 1981)

Josef Michaelis

Lockruf

„Petra! Petra! Wo bist du?“

„Ich bin unter den Rosen.“

„Petra! Petra! Komm hervor,
kriegst reife Aprikosen!“

„Klara! Klara! Wo bist du?“

„Ich bin neben dem Schlitten.“

„Klara! Klara! Komm hervor,
kriegst wohlriechende Quitten!“

„Stephan! Stephan! Wo bist du?“

„Ich bin im Haus der Tauben.“

„Stephan! Stephan! Komm hervor,
kriegst feinschmeckende Trauben!“

„Heinrich! Heinrich! Wo bist du?“

„Im leeren Korb der Bienen.“

„Heinrich! Heinrich!“ Komm hervor,
kriegst süße Mandarinen!“

„Georg! Georg! Wo bist du?“

„Hinter der Wetterfahne.“

„Georg! Georg! Komm hervor,
bekommst eine Banane!“

Josef Michaelis

Reimschnitzerei

Der Drechsler tut drehen,
der Bauer tut mähen,
der Gärtner tut gießen,
der Jäger tut schießen,
der Doktor tut heilen,
der Schlosser tut feilen,
der Maler tut malen,
der Müller tut mahlen,
der Lehrer tut lehren,
der Schäfer tut scheren,
der Schuster tut flicken,
der Stricker tut stricken,
der Steinmetz tut hauen,
der Maurer tut bauen,
der Dichter tut schreiben,
der Tschikosch tut treiben,
der Sänger tut singen
die Glocke tut klingen –
das hören sie alle
und gehen nach Haus‘,
sie essen, sie trinken,
sie ruhen sich aus.

Josef Michaelis

Schmetterling

„Falter, Falter, Schmetterling,
wo verlorst du deinen Ring?“

„Vielleicht bei dem Hirtentäschel,
oder bei der Ackerwinde,
vielleicht bei der Taubnessel,
oder bei der süßen Linde,
vielleicht bei der Königskerze,
oder bei dem Fingerkraut,
vielleicht bei der Platterbse“ –
„So wirst aber keine Braut!“

„Falter, Falter, Schmetterling,
wo verlorst den Silberring?“

„Suche schnell noch deinen Ring,
sonst bleibst alleine, Schmetterling!
Ring, Ring, Silberring,
sonst bleibst alleine, Schmetterling!“

Josef Michaelis

Tierische Gewohnheiten

Die Schwäne, die Schwäne
sie schmieden große Pläne.

Die Strauße, die Strauße,
sie trinken gerne Brause.

Die Gänse, die Gänse,
sie brauchen keine Bremse.

Die Geier, die Geier,
sie suchen Hühnereier.

Die Wachteln, die Wachteln,
sie wohnen nicht in Schachteln.

Die Schlangen, die Schlangen,
sie schlucken alle Zangen.

Die Möwen, die Möwen,
sind böse mit den Löwen.

Die Lerchen, die Lerchen,
sie lesen abends Märchen.

Die Igel, die Igel,
betrachten sich im Spiegel.

Josef Michaelis

Tierkonzert

Grillen zirpen, Käfer surren,
Igel schnaufen, Tauben gurren,
Ferkel quitschen, Hähne krähen,
Schweine grunzen, Schafe bähnen,
Mäuse quieken, Enten schnattern,
Frösche quacken, Störche klappern
Hirsche röhren, Mücken geigen,
Pferde wiehern, Drosseln pfeifen,
Kühe muhen, Hunde knurren,
Affen schwatzen, Katzen schnurren,
Falken schreien, Ziegen meckern,
Spatzen schilpen, Lerchen schmettern,
Sprosser schlagen, Bienen summen,
Eulen heulen, Bären brummen –
ein Esel wirkt als Dirigent,
er schaut aufs Noten-Pergament,
der Chor stimmt so von Zeit zu Zeit,
wenn Mister Langohr IA schreit.

Josef Michaelis

Winter

Die
dicke
Schneemütze
glitzert
und beleuchtet
die grauen Bäume.
Schneeflöckchen fallen.
Als wenn sie
helle Schneeglöckchen wären.
Der reine Winter blüht jetzt.
Nur
der
grüne
Tannen-
baum
steht
still
doch
stolz
und er
träumt sich
den Frühling.

Franz Zeltner

Mutter

Du hast mir seit ich denken kann
im Leben nur Gutes getan,
hast mich umsorgt und satt gemacht,
mit mir gesungen und gelacht.

Dafür bekamst nur wenig Dank.
Und plagtest Dich ein Leben lang
trotzdem für mich von früh bis spät –
daß mir erst jetzt dies Licht aufgeht!

Auch als ich dann schon größer war,
da wurde mir noch lang nicht klar,
daß ich Dich brauch zu jeder Zeit,
bei Kummer und bei Fröhlichkeit.

Wenn Du mal weg warst von zu Haus,
da ging es zu, es war ein Graus.
Du fehltest hier und fehltest dort:
Der gute Geist war mit Dir fort.

Ich wünsch Dir Glück zum Muttertag,
und dank für alle Deine Plag!
Mit diesem großen Blumenstrauß
drück ich Dir meine Liebe aus.

(Brennberg, 1973)

6. Klasse

Erika Áts

Herbst

Sommer verkohlt in blitzgetroffenen Weiden,
lange Strohhalme legt die Sonne uns auf die Schwelle, kurz,
unbestimmt
wiehert ein Pferd.
Greise blicken auf und wittern Weinen,
erkaltende Ritzen in Steinen
die Runzeln in ihrem Gesicht.
Wind
lahmt im Staube,
doch hebt
der warme Dunst der Ställe
die Taube
behutsam über das niedrige Licht,
seiden
sie schwebt.
Friedlich im Herd
nun auch der Scheit
verglimmt,
wegbereit:
löscht sein Leiden.

Bela Bayer

Der Harzgeruch

Es war schon die letzte Adventswoche. Während der Vorbereitungszeit waren wir Kinder meistens ungeduldig, wir wünschten, dass das Christkind so schnell wie möglich kommen sollte. Ja, und unsere Verwandten haben sich auch bei uns zu Besuch angemeldet. Aber! Alles war umsonst, die aufregende Vorbereitung, wenn wir uns dabei schämen mussten. Und warum? Einfach, weil wir keinen Christbaum hatten. Der Sohn des Winzers hat sogar zwei Stück mit dem Schlitten gebracht, aber leider besaßen wir kein winziges, kleines Zweiglein. Na ja, die Winzers konnten sich das leisten, aber wir hatten dazu nicht einen Kreuzer. Oh, wenn wir keine Tanne besorgen konnten, wäre der Glanz der Weihnachtssterne umsonst, und die drei Könige hätten sich auch vergeblich auf den langen Weg gemacht. Ich hatte eine Zeitlang die Eisblumen an dem Fenster bestaunt, später konnte ich noch ein Lämmchen aus der Nachbarschaft rufen hören. Das Tierchen hatte es wohl geahnt, dass der christliche Säugling bald ankommen musste. Aber! Wir brauchten dringend einen Christbaum, auch wenn er noch so klein wäre, Äpfel und Nüsse hatten wir, um ihn zu schmücken, Bratkartoffeln gab es auch noch, und Kastanien hatten wir auch welche. – Wir werden auch eine Tanne haben – wurde in mir die Entscheidung getroffen. Ich würde uns vom Wald eine holen. Hoffentlich würde der Sohn Gottes nicht beleidigt sein. Ich nahm Großvaters Axt und ging. Ohne Worte, in Frost und Kälte. Der Wind schlug mir ins Gesicht, aber ich hatte darauf nicht geachtet. Als ich ankam, schnitt ich ein kleines Bäumchen ab und beeilte mich zurückzukehren. Plötzlich stand der Jäger vor mir.

- Ah ja du wolltest ihn, ohne dass du für ihn gezahlt hattest, mitnehmen, stehlen?

- Nein, nein, ich wollte nur ... – Für einen Moment war seine Aufmerksamkeit eingeschlafen und ich konnte wegrennen. Oh Gott! Natürlich ging ich immer tiefer in den Wald hinein und verlief mich. Schließlich fiel ich in eine Falle hinein. Ab dieser Zeit konnte ich mich nicht mehr so richtig erinnern. Ich wusste nur, das hätte etwas mit einem Orgelklang zu tun. Die drei Könige waren auch schon in der Gegend. Alles war so schön, glänzend und herrlich ruhig.

In der Ofenwärme bin ich wieder zu mir gekommen. Der Christbaum stand vor mir und duftete nach Harz, die Äpfel an seinen Ästen lächelten mich an. Mein Vater, den ich schon lange nicht mehr gesehen hatte, war wieder zu Hause.

Es war beruhigend und so schön, dass wir uns nicht schämen mussten.

Bela Bayer

Feenzieder

Vom Hügel kam ein schwächlicher, 10-jähriger Bub herab. In der Hand hatte er eine große Rute. Man hatte es gleich gesehen, dass er nach etwas suchte, ja, er suchte etwas, das man ihm anvertraut hatte und das jetzt nicht mehr zu finden war. Oder? Die Spuren im jungen Roggen deuteten auf etwas Schweres und Großes. Das sind die Spuren eines größeren Tieres! Das kann doch Cifra gewesen sein, die Kuh der Familie Sommer, die man ihm anvertraute. Aber warum hat man diese Kuh gerade ihm zum Hüten anvertraut?! Warum haben sie ihm das angetan?! Warum? Wenn schon, nur die Weidekätzchen hätte er nicht sehen sollen. Die Feenzierde!

Zum ersten Mal hat ihm Großvater über die Weidekätzchen erzählt: „Es ist eine uralte Geschichte. Wenn der März über die Landschaft zieht, schweben Feen in bunten, leichten Schleiern gelb und daunenweich uns zu. Die Abenddämmerung bringt sie mit warmen Lüften, und die Feen tanzen die ganze Nacht ihre unsichtbaren Tänze. Wo sie auch vorbeikommen, ergrünen die Wiesen, Veilchen lächeln bescheiden. Beim kühlen Hauch der Morgendämmerung schweben sie aber wieder dahin, lassen nur den Schmuck ihrer Schleier zurück. Ja und am Morgen zeigen auch die Pfützen ihre gelbe Pracht und voller Weidekätzchen ist die wunderschöne Welt.“

Er erinnerte sich gerade an Großvaters Worte, als er mit der Kuh zu den Weiden kam. Auf einmal hörte er leise Geräusche. Die Angst schnürte ihm die Kehle zu. Die Feen! Still näherte er sich. Zweige rührten sich. Schritt um Schritt. „Da müssen sie doch sein!“, murmelte er vor sich hin und traute sich immer mehr in das Dickicht der Weiden. Gefunden hat er aber niemanden. „Die sind mir entwischt, alle sind sie entwischt!“, sagte er enttäuscht und ging zurück. Cifra hat er aber nicht gefunden. Er bestieg auch den Hügel. Die Kuh fand er nicht, die Feen waren auch alle verschwunden. Nur die Weiden rührten sich gelb dort unten.

Robert Becker

Schritt für Schritt

Eine Linie
ein Bogen
vielleicht ein Fragezeichen
vielleicht ein Jahr
eines unvollendeten Lebens
vielleicht ein Punkt
vielleicht ein Fleck auf leerem Papier
das Ende oder
eine Geburt sogar
eine Linie
ein Bogen
ein nachlassender Krampf
die Leere als
Wogenkuß am Strand
ein Weg ins Unbekannte
ein Bogen
eine Linie
Gottes Gehstab
in einer blinden Welt

Martha Fata

Opas Bild

Ich bewahre ein vergilbtes Bild,
ein altes, runzliges Gesicht.
Ein Mann mit starken Händen,
mit wenigen Worten, kühnem Herzen.

In mir lebt etwas Unbekanntes,
etwas Fremdes, aber Uraltes.

Mir ist, als ob dies Bild
mein Bildnis wäre,
als ob mir dieser Blick
schon tausendmal zuzwinkerte.

In mir leben tiefe Wurzeln,
unbekannte, fremde, aber uralte.

(Pécs, 1982)

Martha Fata

Rosenkranz

Steine rollen
Blätter fliegen
Farben bleichen
Feuer brennen

schaue auf mich!

Steine bröckeln
Blätter welken
Farben schmelzen
Feuer sterben

erbarme dich mein!

Seelen zittern
Finger nesteln
Perlen rinnen
Lippen beben

verlaß mich nicht!

(1986)

Georg Fath

Abschied

Die Welt so grün, der Himmel blau,
der Frühling war erwacht.
Die Wiese lag im Morgentau
noch von der letzten Nacht.

Im Wald und Busche wars so laut,
gleich einem großen Fest.
Die Vöglein warben um die Braut
und bauten sich das Nest.

Ich nur fand alles öd und leer,
obgleich es duft' und blüht.
Der Frühling selbst erfreut nicht mehr
mein tief betrübt's Gemüt.

Vom Turm hör ich den Glockenschall
auch nur so dumpf und schwer.
Mir war's, als hört ich aus dem Tal
auch sie vielleicht nicht mehr.

So ging ich aus mein' Dorfe fort,
mit tränenfeuchtem Blick.
Ich sucht, doch fand kein Abschiedswort,
blieb' nur so gern zurück...

(In der Fremde, 1947)

Georg Fath

Kinderfrühling

Kinder, kommt und laßt uns springen
fort im Tempel der Natur,
lustig jauchzen, pfeifen, singen
durch die frisch erwachte Flur!

Laßt uns fort im Walde ziehen,
wo erneut die Sonne lacht,
und versteckt schon Veilchen blühen
in der alten, schönen Pracht!

Lang mußten wir auf dich warten,
doch nun bist du wieder da,
zogst erneut in unsren Garten
und wir rufen all: Hurra!

Georg Fath

Tannenbaum

Wie hat mir einst von dir ein Ast
so hoch das Herz erfreut.
Als du so stolz gethronet hast
zur stillen Weihnachtszeit.

Die Welt lag drauß in Schnee und Eis,
stockfinster war die Nacht.
Ich stand vor dir im Freudenkreis,
entzückt von deiner Pracht.

Du schwebst noch heut so schön vor mir,
wie einst zu jener Zeit,
da ich noch glücklich stand vor dir,
als Kind zur Weihnachtszeit.

Georg Fath

Waldestrost

Wenn Sorgen mich befallen,
eil ich hinaus zum Wald,
mach dort in Buchenhallen
unweit der Quelle halt.

Lass' rastend mich dort nieder
auf einer Rasenbank,
lausch auf der Vöglein Lieder,
ihren frischen frohen Klang.

So wohl vom Laub geborgen
und fern vom Lärm der Welt,
vergess' ich meine Sorgen
und was mich sonst noch quält.

Kommt, wenn euch Sorgen drücken,
mit mir zum Wald hinaus,
dort könnt ihr euch erquicken
und richtig ruhen aus.

(Pécs, 1963)

Georg Fath

Weihnacht

Das Fest des Friedens kehrte wieder,
in Schnee gehüllt liegt Flur und Feld,
am Erdenrund erschallen Lieder,
verkünden Frieden aller Welt.

Vom Kirchenturm erschallen Glocken
so sanft, so mild und silberrein,
horcht nur, wie innig doch dies Locken,
sie laden uns zur Krippe ein...

Uns ist das große Glück beschieden,
wir sitzen unterm Weihnachtsbaum,
in unsrem Heim herrscht Glück und Frieden
selbst auch im allerärmsten Raum.

Heut denken wir an ferne Jahre
der seel'gen Kindheitszeit zurück,
als wir so froh und glücklich waren,
genossen noch das reinste Glück.

Verweht, dahin schon längst die Zeiten,
schon alles ist so fern, so weit...
Als wir uns noch so richtig freuten,
zu dieser schönen Weihnachtszeit.

(Pécs, 1980)

Johann Herold

Winterausklang

Verschmolzen ist der Schnee,
im Tal und auf der Höh
weht auch der Wind noch kalt,
Schneebäumlein blühn im Wald.
Wenn Kälte und auch Frost
uns kurze Zeit noch trotzt,
stellt sich doch der Frühling ein
mit Blumen, mildem Sonnenschein!

Bald laue Lüfte wehen
über Täler weit und Höhen,
und es küsset jedes Kind
leise dann der Frühlingswind.
Schwalben, Störche kehren ein
wieder in ihr Nestlein,
Wald und Wiese färbt sich grün,
und die Herden weidend ziehn.

Hoch fliegt auch die Lerche wieder
und singt ihre alten Lieder,
und du siehst auf Feld und Flur,
das Erwachen der Natur.
Vöglein zwitschern in dem Strauch,
der Strom, der singt sein Liedlein auch,
am Ufer frohe Kindesschar.
Frühling! O wie wunderbar!

(Mázaszászvár, 1976)

Valeria Koch

Das Land Nirgendwo
(Meiner Patin Anna-Réka)

Auch das Land Nirgendwo
liegt irgendwo

Vielleicht in den Wogen der See,
vielleicht auf dem Weg, den ich geh',
vielleicht hinter'm Vorhang von Schnee.

Warum wohl so ferne, so nah,
warum heißt das Dort niemals Da,
warum nur klingt Nein nie als Ja?

Doch das Land Nirgendwo
liegt irgendwo

In Märchen, die Zeitwind zerriß,
im Wort, das man herzhart verbiß,
im Traum jeder Kindheit, gewiß.

Gold glüht dort, blühend der Sand,
Löwe gibt Häschen die Hand,
Säuglinge saugen Gesang.

Und das Land Nirgendwo
liegt irgendwo

Valeria Koch

Glaskugelkindheit

Längst schon entrollte
die Glaskugelkindheit
darin mit der Tochter
der blonden Gedanken

sie ruht im Teich
der Jahre bleich
sie pocht im Kern
der Sonnen fern

Längst schon zerbrochen
die Glaskugelkindheit
verdunkelnder Himmel
des Mädchens blauer Blick

sie liegt beschneit
von Ewigkeit
verlornes Pfand
im Seelensand

1978

Valeria Koch

Lebenslauf

ICH

ich Du

ich du ER

SIE

ES

ich du er sie es

ich sie

ich du sie

du sie du ich

ich du du

ich es

du es

es es es

ich du er sie es

WIR

wir wir wir

ich du es

ich es

du es

IHR

ihr

er es

sie es

er sie es

er sie es

SIE

(1984)

Valeria Koch

Sommertagstraum

Schön ist es, Kind zu sein
bei diesem Sonnenschein,
baden im blauen Teich
wogenumschlungen weich.

Schön ist am langen Strand
liegen im heißen Sand,
schaun, wie die Wolken ziehn
weit in die Ferne hin.

Schön, wenn der Ball hoch fliegt,
wenn uns die Schaukel wiegt,
wandern im stillen Wald,
Lichtungen finden bald.

Schön, wie das Segel winkt,
die Goldne Brücke blinkt,
alles glänzt wunderbar!
So werden Märchen wahr...

1988

Nikolaus Márnai-Mann

Tr erschti Schnee

Keschter war noch kahl un öd s kanzi Land,
Un heint in tr Fruh hot alles schon a neies Kwant.
In tr Nacht is kfalle tr erschti Schnee,
Tie vieli sunnelose Täg tun jetzt konem mehr weh.

Es is halt a Freit far ti Kinner un a far ti Natur
Zu sege un spiere ti kanz nei Mondur.
Far ti oni is es halt a Luscht, far ti andri a Ruh,
Wenn tr weiße Schnee kracht unner uns in aller Fruh.

Allonich ti Tiere un ti kloni Vegelein
Sitze traurich in ihrem Neschtelein.
Trum Kinner un Kroßi kipt ihni Futter,
Tenn sie fine jo nix mehr uf tem peschneiten Hotter.

Sie hen es jo wahrlich vertient,
Wal vum Fruhjahr pis zum Spotjahr
Hen sie jo nar far uns ketient,
Un mit ihrem Ksank unser Lewe erleichtert kar.

Ti Natur keht jetzt in ten tiefen Winderschlof,
Ti Sunne schlummert, ti tes nei Lewe immer kipt,
Kanz still is schon tr Hotter un tr Hof,
Un erwacht ersch wieder, wenn ti warmi Frielinksunne siekt.

Nikolaus Márnai-Mann

Winderketanken

Tr Weg pedeckt,
Tr Pach einkfrare,
Tr Tisch keteckt,
Truf Kerze ware.

Tr Owet hell,
Tes Tarf kanz weiß,
A Kestalt schnell
Wannert uf'm Eis.

Tr Nochper wach,
Tr Hund laut pellt,
A Katz uf'm Tach.
So war ti Welt.

Ti Schritte leis,
Tr Hotter weiß,
Weit eper lacht,
Nar tr Mond wacht.

Tr Winder hart,
Tr Wandrer allonich,
Heerscht tu sei Wart?
Leise ruft's a tich.

Tes Tarf pehüllt,
Ti Pähm im Reif,
A jeder fühlt
Ten Nebelstreif.

(Hédervár, 1980)

Josef Michaelis

Anno

Am GRABE eines Soldaten

BLUT
STEIN
STAUB
Namensloses Blut
Namensloser Stein
Namensloser Staub
STAUB
STEIN
BLUT

Anno

1985

Josef Michaelis

Das heilige Brunnlein

Es war schon spät am Nachmittag, als drei Jäger am Rande des dichten Röhrichts auf einem schmalen Erdweg nach Hause schlenderten. Einige Fasane und zwei Feldhasen hingen an ihren Seiten. Neben ihnen lief ein alter Jagdhund. Sie hielten auf das nahe Brunnlein zu, weil sie während der Jagd durstig geworden waren. Ein bisschen weiter weg entstand aus diesem Brunnlein ein Bächlein. Am Ufer des Baches verzweigten sich mindestens hundert Jahre alte Weidenbäume mit dicken Stämmen. Die Bäume, die aus der Schilf- und Röhrichtwelt emporragten, sahen die Jäger schon von fern.

Der Himmel war klar, ein Teil prangte hellrötlich. Ein paar geschwätzige Elstern begleiteten sie zur Quelle, von Baum zu Baum fliegend. In der Landschaft herrschte sonst große Stille, nur Windlüftchen brachten manchmal die Spitze des Röhrichts in Schwingung, das um diese Zeit säuselnd tönte.

Als die Jäger zum Brunnlein kamen, legten sie ihre Gewehre auf die Erde. Zuerst rannte der Hund zur Quelle, um seinen Durst zu stillen. Plötzlich wich er aber zurück, blaffte einmal und blickte starr auf die Oberfläche des Wassers.

„Vielleicht ein Frosch oder eine Natter“, dachte der Herr des Hundes.

Er nahm seine Feldflasche hervor, um sie zu füllen. Der Jäger legte sich mit dem Bauch auf den großen Kalkstein, der diesen Ort schon seit Menschengedenken gekennzeichnet hatte, unter dem auch das Brunnlein hervorsprudelte, und wollte seine Feldflasche ins kühle Wasser tauchen.

Da sah er etwas im Quellwasser. Als er genau hinblickte, bemerkte der Jäger an der Oberfläche die Umrisse einer Gestalt. Man konnte gleich das Antlitz einer schönen Frau erkennen, mit einem Heilgenschein über ihrem Kopf. Ihr Kleid glänzte in roter Farbe. Den Jäger erregte die Erscheinung. Die beiden anderen Jäger kamen inzwischen auch zum Brunnlein und blieben auch wie angewurzelt stehen.

„Die heilige Jungfrau“, sagte der eine still und bekreuzigte sich.

Die Erscheinung dauerte einige Augenblicke, dann verschwand sie unerwartet. Als die Jäger allmählich zu sich kamen, vergaßen sie auch noch zu trinken, eilten

nach Hause, nach Schomberg, um die Geschehnisse dem Pfarrer zu erzählen. Er wollte ihnen nichts glauben, denn sie waren ja keine fleißigen Kirchengänger.

„Habt ihr nicht ein Stamperl zu viel getrunken?“, fragte er sie.

Sie schienen aber vollkommen nüchtern zu sein und beteuerten immerfort, die Erscheinung gesehen zu haben.

„Ich werde den Fall dem Bischoff melden“, sagte der Pfarrer.

Am nächsten Tag hörte davon schon groß und klein im Dorf, sogar die Bewohner der Nachbardörfer sprachen über die Erscheinung. Viele Menschen pilgerten zum Brunnlein, um den heiligen Ort zu sehen und um Quellwasser zu trinken, denn sie erhofften sich die Heilung ihrer Wunden.

Ein alter Dorfzimmermann schnitzte bald einen Stock, an ihn kam ein Bildnis der Jungfrau aus Blech. Danach stellte er den Bildstock ans Brunnlein. Später legte jemand noch ein anderes Blech über den Stock, um das Bildnis vor Regen zu schützen. Mit dem Bildstock wollte man allen zur Kenntnis geben, dass sie dort auf einem heiligen Ort stehen.

Die in der Flur arbeitenden Menschen konnten am Brunnlein ihren Durst stillen, flüsterten danach schnell ein Gebet und machten sich wieder dankerfüllten Herzens an die Arbeit.

*

Nach der Erzählung meines Großvaters, der auch in Boschok geboren wurde, pilgerten auch später viele zum Brunnlein und zum Bildstock. Weil diese Quelle und die Wiese einem Großbauern gehörten, entschloss er sich, mit dem Kommen und Gehen der Menschen Schluss zu machen, denn sie zertraten seine Futterweide. Besonders dann geriet er in Zorn, als die Bewohner des Dorfes Steine und Ziegel zum Brunnlein transportierten, um dort eine Kapelle zu bauen. Der Landwirt zersägte den alten Bildstock, zerbrach das Blechbild und beförderte den Kalkstein und die Ziegel von der Quelle auf einem Ochsenwagen nach Hause.

Am nächsten Tag legte er den Kalkstein unter den Rand der Futterkrippe, mit den Ziegeln pflasterte er den Fußboden seines Stalls.

Nach kurzer Zeit kamen die beiden Ochsen, die die Ladung ins Haus brachten, um. Später verreckte das ganze Vieh des Landwirts. Der Großbauer sah ein Zeichen des Himmels in diesen Geschehnissen, so beförderte er die Steine und Ziegel mit ausgeliehenen Ochsen zum Brännlein zurück.

Seit der Zeit beschimpfte er keinen mehr, der seine Wiese besuchte.

1892 wurde über das Brännlein eine Kapelle gebaut. Die Quelle ist unter dem Altar, das Quellwasser wurde mit einem Rohr ins Freie geleitet. Die Katholiken halten das Wasser auch heute noch bei Augenkrankheiten für heilkräftig, außerdem benutzen sie es für die Heilung ihrer Tiere.

In der Kapelle stand früher eine einfache Marien-Statue. Diese wurde von manchen, wenn ihre Bitte erhört wurde, von Zeit zu Zeit angekleidet. Sie nähten ihr einen prunkvollen Mantel, schmückten sie mit vielen Blumen. Bräute boten ehemals ihre Hochzeitskränze aus Ehrfurcht der Jungfrau Maria an und trugen sie in die Kapelle.

Später wurde jedes Jahr im Juli mit einer Prozession der Erscheinung gedacht. Die Bewohner aus Boschok/Palotabozsok, Schomberg/Somberek, Ketschinge/Görcsönydoboka, Baar/Bár, Seetsche/Dunaszekcsó, Sier/Szür, Bade/Báta, Udwo/Udvar, Feked, Wemend/Wéménd, Sewingen/Szebény und Nimmesch/Hímesháza pilgerten im langen Zug, zu Fuß zum Brännlein.

Die Schomberger nennen dieses Brännlein in der Mundart: „Prindl“. Das Brännlein sprudelt auch heute noch und bietet sein frisches Wasser den Vorbeigehenden und Dürstenden.

Josef Michaelis

Das Igelmädchen

Es lebte einmal irgendwo auf der Welt in einem mächtigen Kiefernwald, unter einem Haselbusch ein Igelmädchen. Es war nicht nur für seinen Hochmut berühmt, sondern auch für seine Schönheit.

Die Igel trugen damals noch ebenschwarze, samtweihe Haare.

Eines Abends, als der Mond hell schien, ging das Igelmädchen wieder auf die Spitze des nahen Berges, kletterte also auf einen Maulwurfshügel, um sich im Spiegel des Mondes an seiner Schönheit zu ergötzen. Der Fledermausjunge flog jeden Abend zu ihm, um die vollendete Schönheit des Igelmädchens zu bewundern. Er hatte schon mehrmals um seine Hand angehalten, aber es lachte ihn wegen seiner großen Ohren immer nur aus. Der Mäuserich zog wegen seines Schwanzes den Kürzeren. An den anderen Bewerbern fand es auch Fehler.

„Ich will nur den Pfau!“ sagte es wiederholt.

Der Stolz des Igelmädchens wurde auch der Eule bekannt, die zum Richter der Tiere gewählt worden war. Sie flog auf einen Baum, der neben dem Maulwurfshügel gewachsen war, und sprach zum Igelmädchen:

„Warum hast du alle deine Freier zurückgewiesen?“

„Weil ich schön bin, sie dagegen garstig, und sie haben Fehler“, antwortete es.

„Meinst du, die Schönheit wäre die größte Tugend?“ fragte jetzt die Eule.

„Die wichtigste auf der Welt“, antwortete das Igelmädchen.

Die Eule blickte mit ihren großen Augen auf das Igelmädchen und sagte kurz:

„Für deinen Hochmut wirst du bestraft. Du sollst an deiner eigenen Haut erfahren, dass es wichtigere Sachen gibt als die Schönheit.“

Hiermit erhob sich die Eule und verschwand zwischen den Bäumen. Das Igelmädchen blieb auf dem Maulwurfshügel und nahm weiterhin ein Mondbad. Bald überfiel es der Schlaf. Erst von einem Donnerschlag erwachte es. Wolken bedeckten den Himmel, und schon strömte der Regen. Das Igelmädchen sprang auf, rannte über Stock und Stein, damit seine Haare nicht nass werden. In der großen Eile stolperte es über eine Wurzel, rollte, rollte den Berghang hinunter. Zuerst purzelte es durch einen Pfütze, dann rutschte es über einen dreckigen Waldweg, endlich rollte es durch Nadelblätter, die von den Bäumen heruntergefallen waren. Die Nadeln stachen dem Igelchen ins Gesicht, bohrten sich in seinen Rücken. Vergebens wollte es die Nadelblätter herunterschütteln, sie blieben ewig an seinem Rücken hängen.

Seit dieser Zeit haben die Igel Stacheln. Weil aber die Eule auch weise war, schenkte sie dem Igelmädchen Kraft statt Schönheit.

Wenn der Fuchs den Igel anfällt, kugelt er sich zusammen, und die hervorstehenden Stacheln beschützen ihn vor Gefahr.

Josef Michaelis

Das Sterntal

Westlich von Willand, am Fuß des Szársomlyó- und des Schwarzen Berges, unter einem Hügelzug befindet sich das Sterntal. Früher war diese Gegend ein verstecktes, bewaldetes Gebiet. Heute ziehen Weinstöcke von den Hügeln in strammen Reihen zu Tal. Sein Name erinnert uns an eine uralte Geschichte.

*

Einst lebte in dieser Gegend, am Waldrand, in einem Gasthof ein reicher Wirt mit seiner Frau, seinem Sohn und seiner schönen Tochter. Sie beide waren sehr fleißig, in allem halfen sie ihren Eltern. Die Wirtin stand im Ruf eines Geizkragens, der Sohn war schüchtern, die Tochter hilfsbereit und gutherzig.

Das Gasthaus besuchten viele Gäste, vor allem Kaufmänner. Die Reisenden fanden hier nicht nur frische Speisen, sondern auch feinen Rotwein und Nachtherberge. Wenn ein armer Mann oder ein Bettler dahin verschlagen wurde, brachte ihnen die Tochter aus der Küche immer einige Bissen, die sie den unglücklichen Hungergestalten in ihrer Schürze trug. Ihre Mutter und ihr Bruder tadelten sie oft:

„Was wir mit Mühe zusammengekratzt haben, verprasst du leichtsinnig".
Der Vater aber nahm seine Tochter in Schutz:

„Wir haben auch so genug, missgönnen wir den Bettlern doch einige Scheiben Brot nicht“, sagte er bei solchen Gelegenheiten. Unter den Bettlern verbreitete sich die Nachricht, wie gutherzig das Mädchen ist, so hielten immer mehr Bettler und Krüppel vor dem Gasthof.

Als der Wirt starb, wurde das Leben des Mädchens schwieriger. Bald heiratete auch ihr Bruder und seine frischgebackene Frau wollte zeigen, wer im Haus das Regiment führt. Auch sie sah die Wohltätigkeit des Mädchens nicht gern.

„Wenn deine Schwester schon heiraten und endlich aus dem Haus gehen würde!“ schimpfte sie da vor der Schwiegermutter.

Das Mädchen dachte mit keinem Gedanken ans Heiraten. In der Umgebung fand sie keinen zu ihr passenden Mann.

Eines Abends, als das gutherzige Mädchen wieder einem einbeinigen Behinderten einige Bissen und Almosen brachte, schrie die frischgebackene Frau:

„Jetzt ist aber genug. Scher dich fort aus diesem Haus! Komm nie mehr hierher zurück!“

Sie nahm noch den Besen und warf ihn dem Mädchen hinterher. Ihr Bruder, der vor seiner großmäuligen Frau Angst hatte, getraute sich nicht, seine Schwester in Schutz zu nehmen. Das Mädchen ging so in den Wald, weil in der Nähe kein Menschenkind wohnte. Es fürchtete sich in der Dunkelheit, und ging nicht weiter. Unter einem großen Lindenbaum machte es sich aus Gras ein kleines Lager. Legte sich hin, konnte aber nicht einschlafen. Es weinte herzergreifend. Seine Tränen rollten wie Perlen auf die Erde. Auf einmal entstand eine blendende Helle. Viele Tausend Sternchen fielen vom Himmel und beleuchteten die ganze Gegend. Aus dem Sternenregen trat eine Feenkönigin hervor, nahm die Hand des ängstlichen Mädchens und sprach:

„Hab keine Angst vor mir. Du hast den Armen viel Gutes getan, hast dir einen Lohn dafür verdient. Aus dir soll eine Fee werden, so kannst du den leidenden Armen noch besser helfen.“

Das Mädchen war überrascht. Sie bewunderte nur die Schönheit und Liebenswürdigkeit der Feenkönigin. Während des Sternenregens stiegen sie

schwanengleich in den Himmel hinauf, hinter die Sterne ins Feenreich. Sie war unsterblich geworden.

Den im Gasthof verweilenden Gästen fielen die Tageshelle und das Fallen der Sterne auch auf. Sie wussten nicht, was sie davon denken sollten. Sie kamen vor den Gasthof und bewunderten diese Naturerscheinung. Weil sie aber nicht lange dauerte, gingen die Gäste wieder in den Gasthof und nippten weiter an ihrem Wein.

Manchmal aber, besonders im Herbst, ziehen viele kleine Sternchen einen hellen Bogen am Himmel. Da sagen die alten Willander immer:

„Irgendwo in der Welt wird jetzt den Armen geholfen. Zu solcher Zeit winkt eine Fee mit ihrem Zauberstab, vielleicht eben die Tochter des Wirtes, und so fallen die vielen kleinen, Funken sprühenden Sterne auf die Erde.“

Im Frühling sprießen aus dem Sternenstaub Schneeglöckchen, die uns ans Mädchen aus dem Gasthof und seine Wohltaten erinnern.

Seit jener Zeit blühen unzählige Schneeglöckchen im Sterntal bei Willand. Wenn wir das weiße Meer der Schneeglöckchen bewundern, sollen auch uns die Armen einfallen, denen wir helfen müssen.

Josef Michaelis

Frühling

Die Sonne scheint,
die Wiese keimt,
das Gras ist grün,
schon Veilchen blüh'n.

Das Bächlein rauscht,
der Schäfer lauscht:
das Dorf ist laut,
der Mensch, er baut.

Ein Schlepper knallt,
die Gegend schallt.
Vom Wald singt klar
die Vogelschar

Dort weit ein Baum,
man sieht ihn kaum,
doch bringt die Luft
den Blütenduft.

Ist frisch die Flur,
auch die Natur,
die Lenzfee winkt:
etwas beginnt.

Bald kommt ein Fest,
das Kind macht Nest –
ein Hase streut die
Osternfreud'.

Josef Michaelis

Liebesbrief
(aus der 6. Klasse)

Herzallerliebste Adelheid!
Du bist so schön und fesch dein Kleid,
ich liebe Dich von ganzem Herz,
doch bereitest mir nur Schmerz –
du äugelst ja Andreas an
und hilfst dem dummen Fabian,
Aufgaben sagst dem Konrad vor,
auf Hans wartest am Gartentor,
im Schulchor stehst du neben Franz,
dem Paul versprichst du einen Tanz,
spazierst mit Jürgen jeden Tag,
feierst mit Fritz Namenstag,
beim Essen kriegt der Kunz den Reis,
du küßt den Oskar – wie man weiß –
mit Alfred spielst du oft Klavier,
Viktor macht Ausflüge mit Dir,
dein 'Ranzen trägt der dicke Klaus,
der Karl begleitet dich nach Haus',
Videofilme schaust mit Ernst –
nur mich alleine nimmst nicht ernst –
du sprichst niemals im Flur mit mir
und schickst zurück kein Briefpapier,
so schwer fällt Dir ein gutes Wort?
Antworte, bitte, jetzt sofort!
Ich möchte von Dir einen Kuß –
es grüßt dich:
Dein Amadeus
Mathematikstunde, 10.27 h
(NS: Die Lehrerin hat acht auf mich,
gib deine Antwort dem Erich!)

Josef Michaelis

»Plattensee« Zyklus

Lichtbrechung

Aus deinem
muschelblauen Aug
rollen
Lichttropfenperlen

Ich ringe
im verwickelten
Netz
deines Blickes

und stille
meinen quälenden
Durst

auf deinen algenweichen Lippen
vielleicht nie...

Fischfang ohne Netz

Am Ufer der Nacht
fische ich
in den Flutwellen
deiner Lippen
Sternbilder

Josef Michaelis

Schlaflied

Geh, Kindlein, geh!
Dein Vater mäht den Klee.
Bring ihm den frischen Kuchen,
kannst draußen Blumen suchen.
Geh, Kindlein, geh!

Tanz, Kindlein, tanz!
Die Sohlen sind noch ganz.
Den Walzer und die Polka,
wir tanzen bis zur Wolga.
Tanz, Kindlein, tanz!

Spiel, Kindlein, spiel!
hier hast den Besenstiel.
Jetzt bist die kleine Hexe,
machst keine groben Kleckse.
Spiel, Kindlein, spiel!

Lern, Kindlein, lern!
Der Keim wird bald zum Kern.
Wirts Schmelzer oder Richter,
Buchbinder, vielleicht Dichter.
Lern, Kindlein, lern!

Schlaf, Kindlein, schlaf!
warst heute ja schön brav.
Dir funkeln Himmels Blüten,
der Vollmond soll dich hüten.
Schlaf, Kindlein, schlaf!

Josef Michaelis

Tierkonzert

Grillen zirpen, Kater surren,
Igel schnaufen, Tauben gurren,
Ferkel quietschen, Hähne krähen,
Schweine grunzen, Schafe bähen,
Mäuse quieken, Enten schnattern,
Frösche quacken, Störche klappern,
Hirsche röhren, Mücken geigen,
Pferde wiehern, Drosseln pfeifen,
Kühe muhen, Hunde knurren,
Affen schwatzen, Katzen schnurren,
Falken schreien, Ziegen meckern,
Spatzen schilpen, Lerchen schmetterten,
Sprosser schlagen, Bienen summen,
Eulen heulen, Bären brummen –
ein Esel wirkt als Dirigent,
er schaut aufs Noten-Pergament,
der Chor stimmt so von Zeit zu Zeit,
wenn Meister Langohr IA schreit.

Josef Mikonya

Das Land, wo meine Wiege stand

Im Tal, umarmt von Bergen,
dort liegt mein Heimatdorf.
Besitzt in meinem Herzen
den allerschönsten Ort.
Wo ich das Glück, die Liebe fand,
lauscht' Mutters Wiegenlied...
Das Land, wo meine Wiege stand,
vergess ich deshalb nicht.

Die Berge wachen treu ums Tal,
was flüstern wohl die Bäum' ?
Vergessen ist schon längst der Gral,
nicht meine Kinderträum' .
Alle sind mir noch bekannt,
begleiten mich als Licht.
Das Land, wo meine Wiege stand,
vergess ich deshalb nicht.

Ihr Berge seid die Augenzeugen
Jahrtausende Geschicht' .
Den rechten Weg sollt ihr mir zeigen!
Hab mich darauf verpflichtet' .
Zum Wohl, mein Volk, mein
Heimatland, empfehl' ich jeden Schritt.
Das Land, wo meine Wiege stand,
vergess ich deshalb nicht.

Dir bleib ich treu zu jeder Zeit,
daß Schicksal uns nicht trennt.
Führt mich mein Weg auch noch soweit,
mein Herz nur nach dir sich sehnt.
Packt mich der Tod einst bei der Hand,
gehör' ich ewig dein:
Die Erd' , wo meine Wiege stand,
soll aufnehmen meinen Schrein!

(Tarján, 1981)

Josef Mikonya

Der alte Kirschbaum

Am Ende des vergangenen Jahrhunderts soll jemand prophezeit haben, daß „in hundert Jahren man in Ungarn kein deutsches Wort mehr hören wird“.

Ich bin kein Prophet und weiß auch nicht, ob solche Vorhersagen überhaupt einen Sinn haben. Mir liegt aber das Schicksal der deutschen Sprache, und vor allem der Menschen am Herzen, die in meinem Vaterland diese Sprache von Eltern und Großeltern als Wegzehrung fürs Leben erhalten haben.

Unweit von unserem Dorf gibt es eine Mulde mit sanften Hügeln. Sie heißt heute Csurgó. In unserem Dialekt nennt man sie aber auch weiterhin Tschurgaheit/Csurgóhegy.

Als unsere Vorfahren hier ankamen, pflanzten sie auf diesem Fleck Weinreben. In den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts kam dann die schwere Infektionskrankheit, die auf weiten Flächen die einst blühenden Weingärten zur öden Wüste machte.

Der große Eichwald, der die Mulde umrahmte, gehörte einem Gutsherrn. Diesem gefiel es nicht, daß die Laute in seinem Wald Verbindungswege angelegt hatten, und er machte ihnen den Vorschlag zu einem Tausch. Er gebe ihnen für diese hügelige Mulde einen besseren Grund, und sie verzichten auf Waldwege. Alles freute sich, denn für Korn war dieser Boden ungünstig, es wuchsen Mais und Kartoffeln, höchstens konnte man noch Hafer mit Erfolg hier anbauen. Und durch die Waldgegend war auch der Wildschaden beträchtlich. Der Gutsherr seinerseits pflanzte auf dem frei gewordenen Hügelland Akazien und Fichten. Die Obstbäume ließ er aber stehen.

Der neue Baumbestand, vor allem die Akazien, entwickelte sich schnell. Die kleineren Bäume, Pfirsich, Weichsel und Zwetschge, gerieten bald in den Schatten. Auch die Walnußbäume konnten es mit dem neuen Wald nicht lange aufnehmen.

Allein die Kirschbäume wollten sich nicht ergeben...

In meiner Kindheit standen noch drei von ihnen. Zur Freude der Vögel und auch für uns Kinder blühten sie jeden Frühling und brachten würziges Obst.

Zur Zeit steht nur mehr einer. Einen Ast hat bereits die Krankheit befallen. Doch ringt der Baum noch immer zäh um sein Leben...

Wie lange hätten die Bäume gelebt, wenn man sie gepflegt hätte?

(Tarján, 1979)

Josef Mikonya

Rauschige Gedanken

Die Trauben sind reif,
der Wein wird heuer gut.
Der Bauer hat Freud',
daraus schöpft er Mut.

Die Kammer voll Korn,
der Keller voll Wein,
das Leben ist schön,
trink, Brüderlein!

(Tarján, 1979)

Franz Zeltner

Es wird bald wieder Frühling sein

Wenn die ersten Sonnenstrahlen
dem letzten Schnee den Kampf ansagen,
da lauert, was aus dem Schlaf geweckt,
ein Blümlein, noch vom Schnee verdeckt.

Ihr kennt es ja von eh und je.
Es hat die Farbe wie der Schnee.
Es hat den Namen Schneeglöcklein
und läutet uns den Frühling ein.

Das erste Blümelein im Jahr
bring ich Euch hier in Worten dar.
Es ist ein kleines Zeichen nur
vom Neuerwachen der Natur.

Wenn immer neue Blütenknospen
vom ersten Sonnenstrahle kosten,
mit ihren Blättchen zart und fein –
dann wird bald wieder Frühling sein.

(Brennberg, 1981)

7. Klasse

Erika Áts

Der Tag und die Nacht

Es war einmal ein Mädchen, das hieß Petra, und ein Bub, der hieß Peter. Petra hatte blonde Ringellocken und Peter einen braunen Wuschelkopf, Sommersprossen im Gesicht, und trotzdem waren sie Zwillinge.

Eines schönen Abends saßen Peter und Petra mit Mutti und Vati im Garten und hörten zu, wie die Grillen zirpen.

Da rief Peter: „Schaut mal den herrlichen großen Edelstein am Himmel!“

„Und wie er sprüht!“ freute sich Petra.

„Das ist der Abendstern, Kinder“, sagte Vati.

Mutti lächelte und sagte nichts, sie strich nur ihren beiden gleichen-ungleichen Zwillingen liebevoll über den Kopf.

„Väter müssen auch nicht alles wissen!“ sagte Peter, als die beiden Kinder schon in ihren Bettchen lagen. „Es ist doch ein Edelstein! Wollen wir ihn uns holen?“

„Wenn du meinst!“ gab Petra zurück. „Ist es auch nicht zu weit?“

„Na, wenn du zu faul bist, kann ich auch allein gehen!“

„Au, nein, Peterle, nimm mich mit!“ bettelte Petra.

„Meinetwegen!“

Und die Zwillinge machten sich auf den Weg, vorbei an Nachbars Garten trippelten sie nun auf dem ausgetretenen Fußpfad über die Wiese.

„Wir müssen dort zu den Büschen, Petra“, erklärte Peter. „Schau, unser Edelstein hängt gerade darüber!“

Als sie zu den Büschen kamen, hörten sie auf einmal Stimmen:

„Kannst sagen, was du willst, ich bin der Liebling der Menschen, ich, die Nacht! Sieh, was für wunderschöne Träume umherschwirren! Stundenlang kann ich zusehen und mich freuen!“

„Hör auf mit deinem albernen Heimkino! Ich bin der Menschen Liebling, ich, der Tag! Die Menschen mit ihren Träumen würden schon verhungern, käme ich nicht

mit meinem Licht, daß sie arbeiten gehen können, sich ihr Brot verdienen! Und auch die Kinder können nur schön spielen, wenn meine Sonne am Himmel steht!“

„Hat eigentlich recht“, knuffte Peter die Petra.

„Wer ist da?“ fragte ärgerlich die eine Stimme, und der Busch teilte sich. Zwei Gestalten erschienen, die eine hatte langes, samtblaues Haar, es fiel ihr bis zu den Füßen, wie ein Schleier, und ihre Augen waren zwei funkelnde Sterne. Das rote lockige Haar der anderen züngelte wie loderndes Feuer um ihren Kopf, und ihre Augen hatten die Form von Blumen.

„Wer seid ihr?“ fragte die lichte Gestalt.

„Und wer seid ihr?“ fragte Peterforsch zurück, obwohl es ihm ziemlich mulmig zumute war. Petra aber machte sich hinter dem Rücken ihres Bruders ganz klein und entschied, dies hier sei nun Männersache.

„Schau her, tapfer bist!“ lachte die dunkle Gestalt. „So wollen wir uns mal vorstellen. Ich bin die Nacht, und meine Schwester hier, sie ist der Tag. Und nun erzählt mal, was ihr hier sucht!“

„Wir wollten uns diesen großen Edelstein holen“, ließ sich nun auch Petra vernehmen. Sie fand die dunkelhaarige ‚Tante‘ ganz nett. „Vielleicht darf ich auch einen ihrer Traumfilme sehen“, dachte sie insgeheim, denn das kleine Mädchen saß für ihr Leben gern vor dem Flimmerkasten.

„Ja, wir mochten den Edelstein haben!“ Peter wollte an Mut nicht zurückstehen. Er zeigte zum Himmel, wo es sprühte und funkelte.

„Unseren Edelstein wollen sie haben!“ lachte der Tag. „Hörst du, Schwester, unseren Edelstein!“

„Gehört er euch?“ staunte Petra.

„Den verdient ihr aber gar nicht“, Peter war jetzt schon ganz obenauf. „Ihr zankt euch ja fortwährend. Die Petra und ich sind auch Geschwister, Zwillinge sogar, und zanken uns nie! Jedenfalls nicht sehr oft!“ fügte er hinzu. „Seid ihr vielleicht auch Zwillinge?“

„Das sind wir allerdings!“ antwortete die Nacht. „Auch wenn wir verschieden sind, wie Tag und Nacht eben. Aber wir zanken uns leider ständig.“

„Vertragt euch halt!“ rief Peter.

„Wenn das so einfach wäre!“ seufzte der Tag. „Wir können uns aber schon seit vielen tausend Jahren nicht einig werden, wen die Menschen lieber haben, mich, den Tag, oder meine Schwester, die Nacht.“

Peter schaute Petra an.

„Weißt du es?“

„Hm, man müßte es halt ausprobieren!“ brummte Petra.

„Wie meinst du das?“ Die Sternenaugen der Nacht blitzten auf.

„Wie wär’s, wenn es immer Tag wäre? Dann könntet ihr erfahren, was die Menschen dazu sagen!“ meinte Petra.

„Topp“, sagte der Tag. „Das ist ein Wort!“

„Versuchen wir es. Mir ist das ewige Gezanke wirklich schon leid!“ sagte die Nacht. Sie schien von den beiden Schwestern die friedlichere zu sein.

„Und wir kommen euch berichten, was die Menschen meinen!“

Peter und Petra liefen nach Haus. Als sie die Gartentür erreichten, schien die Sonne hoch am Himmel.

„Der Tag hat angefangen zu regieren!“ lachte Petra.

„Herrlich warm ist es, komm spielen!“ freute sich auch Peter.

Sie holten den großen roten Ball, veranstalteten großes Torschießen, und als sie davon genug hatten, bauten sie eine riesige Sandburg. Nach dem Mittagessen ging’s weiter mit Duschen mit dem Gartenschlauch und Versteckspielen. Schön müde waren die beiden schon und richtig Appetit hatten sie auch wieder.

„Es müßte eigentlich schon Abendbrot geben. Komm zu Mutti!“ schlug Peter vor.

„Abendbrot?“ entrüstete sich Mutti. „Es ist zwölf, schaut auf die Uhr, wir haben ja grad gegessen. Obwohl“, sie wurde nachdenklich, „mir kommt es auch so vor, daß es später sein müßte ...“

Da klingelte das Telefon. Es war Vati. Er rief aus der Fabrik an. Mutti machte große Augen, indem sie in die Muschel lauschte. Dann legte sie den Hörer langsam, kopfschüttelnd auf die Gabel.

„Gibt’s was, Mutti?“ fragte Peter.

„Vater sagt, daß alle Zeiger der Uhren in der Fabrik auf zwölf stehen und nicht weiterrücken wollen. Die Uhren stehen aber nicht, sie ticken, scheinen in Ordnung zu sein, nur die Zeit... Es ist etwas mit der Zeit passiert... Vati ist so müde, als ob er schon zwölf oder mehr Stunden gearbeitet hätte, kann aber nicht nach Hause kommen, bis die Arbeitszeit nicht abgelaufen ist. Na, geht schön spielen, es wird schon werden!“

Die Zwillinge trollten sich. Unter dem großen Apfelbaum sagte Petra zu Peter:

„Du, Bruder, das mit immer Tag ist doch Blödsinn! Man kann nicht in einem fort spielen und die Erwachsenen können auch nicht in einem fort arbeiten und nie schlafen! Armer Vati! Und Abendbrot kriegen wir auch nicht! Ob wir mal zu den Schwestern laufen?“

Schon jagten sie über die Wiese. Schweißgebadet kamen sie bei den Büschen an.

„Hallo, Tag und Nacht!“ brüllte Peter.

„Ja, da sind wir!“ Wie hingezaubert standen sie vor den Kindern.

„Du, Tag“, sprudelte Peter hervor. „So sehr, wie du denkst, mögen dich die Menschen doch nicht, sie möchten aus der Arbeit nach Hause kommen, Abendbrot essen, sich ausruhen und schlafen!“

„Und fernsehen“, sagte Petra.

„Und träumen!“ schwärmte die Nacht. „Siehst du, Schwester, hab dir ja immer gesagt, ich bin der Liebling der Menschen! Jetzt werde ich regieren!“

Zurück ging's über die Wiese, über die sich langsam ein blauer Schleier ausbreitete. Zu Hause brannten schon die Lampen. Vati war gekommen, Mutti brachte das Abendessen, im Fernsehen gab es einen schönen Film, und dann kuschelten sich die Zwillinge behaglich in ihren Bettchen zusammen und träumten. Peter gewann die Weltmeisterschaft in Formel I, und Petra spielte in einem Film die Hauptrolle.

Dann wachten sie beide auf und rieben sich die Augen.

„Ich hab ausgeschlafen!“ trompetete Peter. „Wieso ist es noch nicht hell?“ Da fiel ihnen ein, daß jetzt die Nacht regiere.

„Macht nichts“, sagte Petra. „Bei Mondschein kann man auch schön spielen!“

Und sie rannten in den Garten.

„Fang den Ball!“ rief Peter.

Petra aber griff daneben.

„Ist ziemlich finster!“ stellten sie fest wie aus einem Munde, weil sie ja Zwillinge waren.

Peter holte Vatis Taschenlampe aus der Küchenkredenz, doch damit ließ sich die Sandburg nur schwer beleuchten. Mit dem Schlauch zu spielen hatten sie auch keine Lust, die Nacht war zu kühl. Und Hunger hatten sie auch schon wieder. Sie liefen ins Haus.

Mutti stand unschlüssig in der Küche.

„Was nur los ist? Es ist Mitternacht, und ich bin schon ganz frisch... Und ihr? Was sucht ihr zu nachtschlafener Zeit draußen? Frühstück wollt ihr? Ihr beide habt wirklich nicht alle Tassen im Schrank! Marsch in die Federn!“

Doch weder Peter noch Petra, noch Mutti konnten wieder einschlafen. Sie lagen wach und starrten ins Dunkel. Auch Vati wachte auf, blickte auf die Uhr, wälzte sich unruhig. Schließlich sprang heraus dem Bett:

„Zum Kuckuck, das verstehe, wer wolle! Es will und will nicht Morgen werden. Ich hab Hunger und fühle mich frisch für die Arbeit! Um Mitternacht!“

Da waren Peter und Petra aber schon unterwegs zu den Schwestern. Naß vor Tau kamen sie bei den Büschen an.

„Hallo, Tag und Nacht!“ riefen sie. Die Schwester kamen sofort.

„Nun?“ fragte erwartungsvoll die Nacht.

„Mit dir ist es auch nichts!“ Peter zitterte richtig im kühlen Nachtwind.

„Man kann nicht immerfort schlafen und träumen, und spielen kann man in der Nacht gar nicht schon! Und wir möchten unser Frühstück haben, und Vati möchte zur Arbeit. Du mußt verschwinden!“ sagte Petra resolut.

Die beiden Schwestern schauten einander fragend an.

„Was soll nun werden?“ Der stolze Tag brachte es ganz kleinlaut hervor. Idee hatte.

„Wißt ihr, was?“

Die Schwestern schwiegen. Sie wußten sich nun keinen Rat mehr.

„Ihr sollt abwechselnd regieren! Mal ist die eine dran, mal die andre. Ich glaube nämlich, die Menschen haben euch beide gleich lieb, aber wenn die eine zu lange da ist, kommt die ganze Welt durcheinander!“ Peter war sehr stolz auf seine Idee.

„Dann haben wir uns tausende Jahre hindurch umsonst gezankt?“ fragte die Nacht betreten.

„Scheint fast so!“ lachte Petra. „Und jetzt macht gefälligst, daß die Zeit wieder in Ordnung kommt und wir unser Frühstück kriegen! Und zankt euch nicht mehr!“

„Ich glaube, es hat wirklich keinen Sinn“, sagte der Tag.

Die Schwestern küßten sich. Morgenrot zog am Horizont herauf.

„Und euch zum Lohn den Edelstein!“ lächelte die Nacht. Sie legte Peter einen wunderschönen Stern in die Hand. „Und habt Dank!“

Bevor Peter und Petra nur einen Mucks sagen konnten, waren die Schwestern verschwunden. Die Zwillinge aber fanden sich zu Hause in ihrem Bett wieder.

„Seid ihr schon wach?“ Mutti stand in der Tür. „Dalli, dalli, das Frühstück steht schon auf dem Tisch. Vati muß bald zur Arbeit.“

Sie ging in die Küche.

Peter und Petra guckten sich an und lachten und lachten.

Auf der Kommode tickte der Wecker. Die Zeiger standen auf sieben. Ein schöner Sommertag begann. Friedlich guckte die Morgensonne zum Fenster herein.

„Du, Peter, heut Abend gibt es doch den Indianerfilm im Fernsehen! Das wir den nicht verpassen!“ rief Petra.

Die Zeit war wieder im Lot. Und Tag und Nacht wechseln sich auch seither in schöner Regelmäßigkeit und vertragen sich wie gute Schwestern. Auch die Menschen haben sie beide gleich lieb.

Dieses Märchen haben im Leselager zu Szekszárd Rosa Bocskai, Eva Papp, Magdalena Kellner aus Paks, Hans Rónai, Martha Varga aus Györköny, Ildikó Izsák, Eva Pappert aus Szálka, Eva Szabó und Erika Kiss aus Mórág, Lenke und Agnes Tancsa, Irene Somogyi aus Németskér, Gabriele Szánya aus Izmény, Livia Micsky, Beate Kammermann aus Bátaszék, Susanne Müller, Agnes Otterbein und Katharina

Wolf aus Gyönk, Andrea Mayer aus Várdomb sowie Esther Szabo aus Szekszárd
gemeinsam verfaßt. Aufgeschrieben hat es Euch: Erika Áts.

Erika Ats

Die Wundertorte

Wir backen eine Torte,
Eine prima Sorte,
Sie ist groß und sie ist rund,
Aus einem ganz besondren Grund:
Unser Bäcker Zuckerfeld
Zaubert drauf die ganze Welt.
Aus Marzipan ein Ferkelchen
Mit einem Kringelschwänzchen,
Ei, das Schweinchen quiekt so froh,
Denn im Trog ist Kakao.
Aus Lebkuchen die bunte Kuh,
Die Kuchenkuh, sie macht auch „Muh“.
Aus Zwetschgenleckwar ist der Prinz,
Die Prinzessin aus Pfefferminz.
Ach, wie duften ihre Zöpfchen,
Wackelt stolz mit ihrem Köpfchen,
Und es schnuppern Kuh und Schwein:
Wird wohl nicht Zahnpasta sein!
Pferdchen wiehert, strotzt vor Kraft,
Vollgetankt mit Himbeersaft.
Prinzchen, Prinzchen reite,
Durch die grüne Heide!
Leckwarprinzchen gar nicht stramm,
So er auch nicht reiten kann.
Pferdchen strampelt, Pferdchen bockt,
Prinzchen in den Nesseln hockt.
Kommt der Hund aus Schokolade,
Beißt dem Prinzen in die Wade.
Seht die Wundertorte,
Eine prima Sorte,
von unserem Bäcker Zuckerfeld,
Drauf die ganze Welt,
Damit sich der Hansi freut,
Denn er hat Geburtstag heut!

Erika Áts

Frage

Ist es Gedicht,
wenn Worte sich
im Dämmerlicht
schälen aus Schatten,
werden Gesicht,
das schweigt,
mit matten
Augen schaut,
ohn' Antwort
ohne Wellenlaut,
schlammgramen Pfützen gleichen
Spiegeln vor denen
Sternen graut;
wenn jäher Wind
aufsteht zu stürmendem Streichen
über die Wimpernsaiten
und goldene Bogen streiten
für daß dieser Blick nicht gerinnt,
und zitternd sich erinnern
müde Pfützenpupillen
ans Schiffchen schmutzigweiß,
ans Glück
es zu drehn im Kreis,
ans Kind,
das verworfenem Papier
gegeben aus Spiel
der Lache Sinn?

Erika Áts

Zu Füßen der Geschichte

Der Dichter, der winselnd im Stroh geworfen
fünf Welten, sie gesäugt mit Milch und Wort
und roter Glut

aus aufgebissenen Venen,
wird, wenn die Stunde naht, vielleicht,
zu Füßen der Geschichte doch vergeben
den muttermilchwortstarken Zähnen
Lebensdurst, Übermut.

Sein Blick, schon unterwegs ins große Fließen,
auffangen noch den letzten Strahlenwink
einer Hand, die von des Himmels Fliesen
mit Sternenscheuerpulver flink
fortwischt sein Blut.

Bela Bayer

Der Goldtaler

Goldener Frühling..., murmelte Martin vor sich hin, während seine Gedanken darum kreisten, was für ein komischer Kerl wohl ein Dichter sei, wenn er solche Sachen schreibt. Martin ist bereits sieben Jahre alt, aber das versteht er nicht. Ha, goldener Frühling! Golden! Mutti erzählte einmal vom König Matthias und von irgendwelchen Hunden, aber er war sicherlich kein Dichter. Martins Gedanken machte der dumpfe Aufschlag einer Wildkastanie ein Ende. Sie lag direkt vor seinen Füßen. Martin zuckte zusammen, dann sah er auf. Guck an! Ein Kastanienbaum! Wildkastanie! – staunte er. Dass ich ihn bis jetzt nicht bemerkte! Der Baum wohnte in einem uralten Park, ziemlich weit von der Siedlung und musste schon ziemlich alt sein, ungefähr wie Großvater. Eine kleinere Gruppe Tannen und einige Silberlinden leisteten dem Baum Gesellschaft. Er lebte in Frieden mit ihnen, während der Frühling, der Sommer, der Herbst und der Winter kamen. Martin verkehrte oft dort, wenn er, zur Schule gehend, den Park durchquerte. Es war ein alternder, dickstämmiger Baum. Zu seinen Füßen kauerten kleine Strauchmädel, in ihren Haaren träumten goldene Mäuschen im frühen Tageslicht. Oben, in dem Vieleck der Äste, unzählbare Goldtaler – wie im Märchen. Die vergilbten Blätter tauchten im seidenweichen Licht. Und siehe! An der Spitze eines krummen Astes lachte ein bisschen der Himmel. Es war Frühling, goldener Frühling, und Martin begann, etwas von Dichtung zu ahnen.

Bela Bayer

Die Ohrfeige

Es war kein gewöhnlicher fröhlicher Tag. Vom tauben Gestein wehten schon in der Früh warme Lüfte, auffallend leuchtete das Gelb der Kornelkirschen und der Vormittag vibrierte wie eine Vermutung im Gesicht der Kinder. Spannung zog durch die Bergwerksreihe. Etwas lag in der Luft. Was es wohl war? Das stellte sich nur am Nachmittag heraus.

Kaum versumnte das Zweiuhr-Sirenenengeheul, als vom Kalvarienberg her eine laute Kinderschar die Nachricht brachte: Die Possenreißer kommen, der Zirkus ist da! Der erste, buntbemalte Wagen wurde auch schon bald sichtbar und näherte sich auch schon langsam. Auf dem Kutschbock wackelte ein großer Kopf rechts und links neben dem Kutscher. Auf dem Scheitel des Kopfes war ein strohgelber Girardi. Das Wackeln wurde von einem überirdischen Geklirr begleitet. Das Geklirr kam aus dem Kopf. Als die Schaulustigen eine Schar bildeten, machte die Karre halt. Der drollige Kopf beugte sich vor, klirrte, bis dann der Kutscher der Karre lauthals den Beginn der Vorstellungen bekanntmachte.

„Guck mal Tante Lisi“, sagte ein Bub zu einem Weib, das eine Haube trug, „der Kopf von Martin ist ganz schön gewachsen!“ „Wessen Kopf, du?“, fragte das Weib blass und voller Angst. „Der Kopf Ihres Sohnes“, wurde das Bürschlein laut. „Der wacklige Kopf auf dem Kutschbock ist Martin, Ihr Sohn.“ „Mein Sohn?“, begann das Weib zu weinen.

„So eine Schande!“, murmelte sie vor sich hin und eilte davon. Bald kam sie aber mit einem wütenden Mann zurück.

„Siehst du?“, sagte sie immer wieder, „dort ist dein Sohn, unser Sohn!“.

Der Mann arbeitete sich zum Wagen durch, ergriff den wackelnden Kopf und brachte ihn mit einem Ruck von der Karre. Ein dumpfer Schrei war zu hören und bald erblickte man unter dem mächtigen Kopf das Gesicht eines blonden Jungen mit

träumerischen Augen. Der Mann griff wild nach ihm. Dann verpasste er dem Jungen eine Ohrfeige. Es war wegen der Schande!

Die Vorstellung ging am Abend mit dem üblichen Kling und Klang über die Bretter.

Die Arena schimmerte, es wurde immer wieder geklatscht...

Der Junge mit den träumerischen Augen war aber nicht dabei.

Bela Bayer

Sonett

Ich liebe dich wie der Herbst
seine dornigen Wildkastanienpuppen
liebt, und wie die Ideen
die Ordnung unsrer Worte liebt.

Ich liebe dich, wie der Wind
seine eigene Flucht,
über die Strenge der sinnenden
Schneefelder liebt.

Ich liebe dich wie das Geschwätz
der Säfte in den Hymnen
der knallenden Knospen.

Ich liebe dich so, wie die
betäubenden Ähren die goldene
Belastung des Sommers lieben.

Bela Bayer

Umsonst

Umsonst verstecke ich mich
hinter den Augen der Sterne,
in mein Gesicht zieht
ihr Mangel.

(1985)

Georg Fath

Im Walde

Im Walde, auf felsigem Berge,
dort ist's halt im Sommer so schön.
Dort tanzen die lustigen Zwerge
im Reigen mit himmlischen Feen.

Dort murmelt vom Felsen die Quelle,
sie ladet den Durstigen ein.
Sie flüstert so frisch und so helle
und mundet oft besser als Wein.

Brüder, so schon ist's im Walde,
wir sind heut noch jung und noch frei.
Brecht auf, denn zu schnell, nur zu balde
flieht alles, was schon ist, vorbei ...

Ludwig Fischer

Die alte Katze

Wir bringen der Katze Milch, Fleisch, wir bringen ihr frisches Wasser in kleinen Tellern, sie schaut uns aber nur mit ihren großen traurigen Augen an und miaut weiter der Tür zu.

„Komm doch, Mietze, da läßt man dich nicht mehr hinein.“

Mir ist, als hört ich Schritte, bekannte Schritte hinter der verschlossenen Tür. Fräulein Melanie und Fräulein Therese werden gleich die Tür öffnen. „Warum habt ihr nicht an die Tür geklopft?“ wird Fräulein Melani mit ihrer tiefen Stimme sagen. „Kommt nur, meine Lieben, Ihr seid bei uns immer gern gesehene Gäste! Therese wird uns gleich einen feinen Kaffee kochen.“

Ich warte auf die Schritte, auf Fräulein Melanie, wir warten auf Fräulein Therese, es bleibt aber still. Nur der qualvolle Schrei der alten Katze will nicht verstummen.

„Komm, alte Katze! Da wird man dir nicht mehr die Türe öffnen.“ Bei ihnen hatten wir's immer schön.

„Komm nur, meine Liebe, Tante Therese wird uns gleich einen guten Schwarzen kochen.“

„Ja, ja, nehmt nur Platz, Tante Therese wird schon dafür sorgen, daß Ihr's schön habt.“ Sie tippelt in die Küche.

Schwere Möbel. In der Mitte des Zimmers der große runde Tisch mit Polsterstühlen. Am Fenster ein breiter Diwan, an der Wand Fotos von ernst vor sich hinschauenden alten Herrn. Schnurrbärte, steife Kragen, steife Blicke.

„Ich werde gleich...“

„Tante Melanie! Wir wollen ja nicht lang verweilen...“

„Ihr wollt nicht, Ihr müßt aber! Die gemeinsam verbrachten Stunden werden immer zu den schönsten unseres Lebens zählen.“

Und wir saßen wieder mal an dem großen runden Tisch bei Kuchen und Kaffee. Tante Therese und Tante Melani verstanden es, wie man mit viel Liebe, Geist und großer

Fertigkeit alles verschönern kann, wie man alles mit Leben bereichern kann, wie längst Dahingeschiedenes wieder zur Gegenwart wird.

Zehn Jahre lauschten wir auf diese liebevolle Musik, zehn Jahre klang das Lied von den schönen Kinderjahren, über Erwartungen, Träume; ihre Stimmen, ihre Erzählkunst führte uns weit, weit in die Zeit zurück...

Mietze lag wohligh auf dem breiten Diwan, ab und zu warfen wir einen flüchtigen Blick zum Fenster hinaus. In der Ferne hatte man das immer dunkler werdende Blau der Berge.

„Kommt, setzt Euch, meine Lieben! Man sagt, die Alten knabbern nur immer an der Vergangenheit herum, wir wollen aber auch über das Heute alles wissen. Therese, wieviel Jahre sind es, daß man uns in den Ruhestand versetzt hat. Dreißig? He?“

„Aber Melanie, wir sind doch noch nicht so alt. Zwanzig. Zwanzig. Jahre.“ „Also stehen wir schon zwanzig Jahre am ersten September da am Fenster und schauen den kleinen Knirpsen nach. Die Stimmung. Na ja, die Stimmung. Da kommen die Kleinen mit ihren ernsten Gesichtern und großen Taschen zur Schule, das rostige Kastanienlaub. Der Septemberanfang hat immer etwas vom stillen dahinscheiden an sich, aber der Schulbeginn ist für uns Lehre... Erinnerst du dich noch, Therese, an unsere erste Schulfest. Der Himmel zum Zerplatzen blau, da war alles so feierlich, auch die Obsthändler auf der Straße... Die Leute schauten uns nach.“

„Dir, Melanie.“

„Nein, nein, du brauchst nicht... ich will nach dem richtigen Wort suchen... Therese will in ihrer Bescheidenheit noch immer übertreiben. Schon, schon, Therese... Jetzt kann ich's dir schon ruhig sagen, daß du ganz und gar nett warst. Ja, ja. Weißt du noch unsere Kleider?“

„Ja. Weiß waren wir angetan.“

„Ja. Weiße Kleider, weiße Schuhe, weiße Handschuhe, alles weiß, alles leicht, und 19 Jahre alt waren wir. Therese hatte auch ein leichtes Hütchen auf ihrem langen blonden Haar.“

„Mein Gott!“

„Wir waren frischgebackene Lehrerinnen...“

„Melanie!“

„Wir meinten, na ja, alle meinen wir es, daß das Glück, die Erfüllung auf uns wartet... Man lächelte mir zu und wir hofften bei jedem Schulbeginn, daß im neuen Schuljahr ein junger Mann, ein junger Herr kommen wird... Fesch, schlank, heller Anzug, Schnurrbart... Jetzt sitzen wir allein da in der Wohnung, warten auf unsere Rente, keine Kinder, nur die Katze da... Seht Ihr, wie klug sie ist. Sie weiß, daß wir über sie sprechen. Komm, Mietze! So, alte Mietze, du bist immer lieb zu uns. Wir wollten aber, daß Ihr uns über den Schulbeginn, über die Feier erzählt, heute haben wir ja wieder so einen milden Septembertag... na, ja, am Ende lassen wir Euch nicht erzählen. Das rührt von meinen Alter her.“

„Tante Melanie ist doch noch nicht alt.“

„Nein, alt bin ich noch nicht mit meinen 75 Jahren.“

Und wir saßen wie schon so oft lange Stunden am großen runden Tisch. Überall hatte man Zeitungen, Zeitschriften, Bücher und Blumen. In den Vitrinen Porzellan, Andenken.

„Da hat jedes Stück Porzellan seine Geschichte. Therese, wann waren wir zuerst im Ausland?“

„In Salzburg?“

„Nein, nicht in Salzburg, Nach Salzburg kamen wir doch viel später. Leipzig.“

„Ja, ja. Leipzig. Wunderbar! Unsere erste Auslandsreise und gleich in diese prächtige Stadt! Ich werde gleich die Ansichtskarten und den Reiseführer suchen. War das nicht im Jahre 1925?“

„Fünfundzwanzig?“

„Wir hatten schon ein wenig gespartes Geld.“

„Erinnerst dich doch ans Hotel? Alles nett, alles freundlich... Dort kamen wir immer durch die Gassen, suchten uns ein Cafe. Bier, Musik, Tanz. Wir kamen durch die Geschäftsstraßen...“

„Da hab ich auch schon die Ansichtskarten. Wunderbar!“

„Das war eigentlich so eine Fahrt ins Blaue. Frei und ohne Sorgen schlenderten wir durch die Stadt. Zu Mittag suchten wir uns ein Restaurant. Die Zeit drängt uns nicht... Unsere erste Auslandsreise!“

„Ja, ja.“

„Von Leipzig machten wir dann Ausflüge nach Dresden, nach Meißen.“ Zehn Jahre lauschten wir auf diese schöne Musik. Wer hätte noch vor Monaten daran gedacht, daß das Lied einmal zu Ende geht?

Mir ist, als hätte ich die bekannten Schritten hinter der Tür, als müßte sich das schmale Guckfenster öffnen:

„Kommt, meine Lieben, wir haben Euch schon erwartet, Therese bringt gleich einen Kaffee.“

Es bleibt aber still. Nur die Katze miaut der geschlossenen Türe zu. Verklungen ist das schöne Lied. Beide brachte man sie auf den Friedhof. Erst traf es Fräulein Melanie, nach zwei Wochen Fräulein Therese. In der abgeschlossenen Wohnung steht noch der große runde Tisch, die Polsterbestuhlung, der alte Diwan am Fenster, dort stehen die Vasen und das Porzellan, dort hat man die Reiseführer und Ansichtskarten im schweren Kasten. Alles hat man dort.

Wir stehen aber hier im leeren Treppenhaus vor der geschlossenen Tür und weinen still, tief in der Seele weinen wir um das verzweifelte Tier, das man bald verjagen wird, prügeln werden sie die Katze...still weinen wir im leeren Treppenhaus um Fräulein Melanie, um Fräulein Therese, still weinen wir im Inneren unserer Seele um uns...

Claus Klotz

Das Zweiglein

(Ungarndeutsche Lesebuchgeschichten à la Borchert)

Das Zweiglein brach ab. Niemand sah es, nur der Gärtner. Die Adern pumpen noch Blut bis zur Wunde. Aber das Zweiglein wurde immer dürrer. Und der Gärtner war traurig.

*

Als wir die Urheimat verließen, hatten wir noch keine Heimat. Wir hatten nur Dörfer, Städte und Heime. Wir zogen nach Osten und bauten uns Heime. Wir zogen freiwillig, man hat uns gerufen. Später hatten unsere Brüder aus deutschen Landen eine Heimat. Mit Feuer und Eisen. Jene Heimat war aber nicht mehr die unsrige. Wir waren aber Deutsche und wußten die Sprache unserer Väter zu bewahren.

*

Es kam die Not. Gegen uns wurden Soldaten geschickt. Sie sprachen deutsch wie wir. Wir griffen zu den Waffen und kämpften für unsere neuen Heime. Zusammen mit den Magyaren gegen sie. Auch wir erkämpften uns unsere Heimat: das Ungarnland.

*

Es kamen wieder die Not, wieder die Soldaten: „Ihr seid Deutsche, sollt auch ganz deutsch werden!“ Was müssen wir tun? „Schreit: Heil Hitler!“ Und viele von uns haben es geschrien. Man zog wider gen Osten.

*

Als die Soldaten, du die, die mitgeschrien haben, aus tausend Wunden blutend zurückmarschierten, befahlen sie:

„Kommt mit!“

„Wohin?“

„In die Heimat. Hier wird man euch erschlagen.“

Aber wir wußten, sie haben weder Heimat noch Heim.

Noch hatten wir sie.

*

Als die Soldaten und einigen von uns abzogen, kamen andere Soldaten. Sie zogen gen Westen. Nach ihnen kamen Fremde. Sie hielten eine Karte in der Hand. Darauf waren unsere Dörfer mit rotem Stift bekreuzt. Da gab es Jammer und Weh. Mutter und Kind, Schwester und Bruder, Bruder und Bruder wurden getrennt.

„Aber wir haben doch nichts getan!“

„Ihr seid Deutsche“, war die Antwort. Und viele von uns mußten Heim und Heimat verlassen.

*

Vorige Woche frug ich einen blonden Jungen auf der Straße in einem unserer Dörfer:

„Wie heißt du?“

„Eichard István.“

„Bist du Deutscher?“

„Nein. Nur mein Großvater und meine Großmutter waren es.“

*

Das Zweiglein brach ab. Niemand sah es, nur der Gärtner. Die Adern spritzten noch Blut zur Wunde, aber das Zweiglein wurde immer dürre. Und der Gärtner war traurig.

(1984)

Valeria Koch

Der Mann im Mond

Der Mann im Mond geht manche Nacht
in Mondstiefeln spazieren,
sein Weg im Mond wird treu bewacht
von holden Mondestieren.

Der Mann im Mond ist nie allein,
ihn lieben alle Kinder.
Er streut des Mondes Goldenschein
in träumend stille Zimmer.

Der Mann im Mond geht erst zur Ruh‘
beim Klang der frohen Lerchen,
er schläft, lacht, spielt glücklich wie du:
sein Leben ist ein Märchen.

Valeria Koch

Klatschmohn-Chanson

Das Lieben mein
das Hassen
auf Feldern breit
in Gassen
mein Flammenrock
wo überall erglüht
und Feuer schrein
die Blassen
mein Flackern nicht
zu fassen
ich bin der Schock
der immerdar erblüht

1978

Valeria Koch

Teenager-Klagelied

Wir Schwabenkinder
großmütterlicherseits
mit Eltern der Nostalgiewelle
wachsen im Atomzeitalter
einer fragzeichenreichen
Zukunft zu

indem wir punken
gegen Schranken
einer kranken
Welt

uns bleibt nur Handeln
in Lust verwandeln
bis dieses Tandeln
zerfällt

1985

Valeria Koch

Vivaldis Herbst
– Adagio molto –

Schon sonngebräunt die Felder
die Wiese rötlich-grün
die A stern golden singend
Traumweisen im Verblühn

Vom Märchenblau der Ferne
ein Strahl fällt teichverliebt
die Nacht kommt still geschritten
und zirpt ein Wiegenlied

1977

Valeria Koch

Wer bist Du?

Bist Du Buddha?

Bist Du Jahwe?

Bist Du Allah?

Bist Du Jesus?

Bist Du Weltgeist?

Bist Du Wille?

Bist Du einer?

Bist Du alles?

Nichts weiß ich von Dir
nur daß Du mir fehlst.

Josef Michaelis

Der Maulwurf und die Feldmaus

Am Waldrand lebten einmal zwei Freunde, der Maulwurf und die Feldmaus. Im Guten und im Bösen blieben sie einander treu. Einmal kam es zwischen ihnen aber doch zu einem Streit. Beide verliebten sich in ein Eichhörnchen. Sie wurden eifersüchtig aufeinander und stritten sich oft über diese Liebe.

„Den Streit sollten wir beenden!“ schlug schließlich der Maulwurf vor.

„Gut! Gehen wir zum Eichhörnchen, es soll entscheiden, wen es heiratet“, stimmte die Feldmaus zu.

So gingen die zwei zum Eichhörnchen und erzählten ihm alles. Das Eichhörnchen harte aufmerksam zu, dann sagte es:

„Ich werde die Frau dessen, der drei Proben besteht.“

Beide waren mit dem Vorschlag einverstanden.

„Die erste Aufgabe lautet: Bringt mir den schönsten Schatz des Waldes!“

Die beiden ehemaligen Freunde machten sich auf den Weg. Erst spät abends kamen sie zurück. Der Maulwurf brachte eine Nuss, die so groß wie eine Kinderfaust war, die Feldmaus überreichte dem Eichhörnchen eine seltene Blume.

„Ihr habt die erste Probe bestanden. Jetzt folgt die zweite Aufgabe, ein

Rätsel: *Erst weiß wie Schnee,
dann grün wie Klee,
am Ende rot wie Blut,
ist knusprig, süß und gut.
Was ist das?“*

Die Freier blickten einander an, konnten die Frage aber nicht sofort beantworten. Sie rannten in den Wald, um die Lösung von jemandem zu erfahren. Als der erste Stern am Himmel erschien, standen sie wieder vor dem Eichhörnchen. Der Spatz hatte der Feldmaus, der Star dem Maulwurf die Auflösung des Rätsels verraten.

„Na, woran habe ich gedacht?“

„An die Kirsche“, lautete die gemeinsame Antwort.

„Ich sehe, die dritte Probe wird alles entscheiden. Ich habe mir einen Goldring beim Schmied anfertigen lassen und ihn irgendwo vergraben. Wer mir den Ring als erster an den Finger steckt, der soll mein Mann werden!“ sagte das Eichhörnchen.

Die Feldmaus und der Maulwurf wühlten die Erde in der ganzen Umgebung auf, bohrten überall Löcher, fanden den Ring aber trotzdem nicht. Sie konnten ihn ja auch nicht finden, weil ihn das Eichhörnchen gar nicht versteckt hatte. Es wollte die beiden bloß loswerden, weil es die Waldkatze liebte. Das wissen die beiden Rivalen aber bis heute nicht.

Seither wühlen die Feldmäuse und die Maulwürfe im Garten, auf der Wiese und im Wald.

Josef Michaelis

Der Türkenhügel

Zwischen Willand und Jakfal, rechts von der Landstraße neben dem Wald, erhebt sich auf der Wiese ein allein stehender, runder Hügel. Einst wuchs auf diesem nur Gras, heute bedecken ihn Bäume. Einmal gruben die Menschen am Fuße des Hügels einen Graben, um das Grundwasser abzuleiten. Da kamen mehrere Skelette und Gewehre zum Vorschein. Von diesem Hügel kennen die älteren Menschen aus Jakfal eine Geschichte.

*

In der Türkenzeit wurden Willand und seine Umgebung von Türken besetzt. In der Burg von Siklós wohnte der Befehlshaber des türkischen Kriegsvolkes, der als Aga dem Sultan diente. Seine Soldaten mochten ihn sehr, denn er war zu ihnen immer gerecht und tapfer im Kampf.

Einmal brach unter der Leitung des Agas eine kleinere türkische Reitergruppe auf, um in den umliegenden Dörfern die Steuer einzutreiben. Den Zeitpunkt der Steuerzahlung erfuhren die Bewohner schon im Voraus, so konnte jeder rechtzeitig das Geld beiseitelegen sowie das Getreide und die Haustiere bereitstellen. Die gierigen Steuereintreiber nahmen aus den armseligen Hütten auch das noch mit, was ihnen gar nicht zugestanden hätte. Brachte das jemand zur Sprache, wurde er tüchtig ausgepeitscht. Die Wagen wurden so schnell voll, und den Abzug begleitete das Gebrüll des fortgetriebenen Viehs.

Von der Steuereintreibung horten durch ihre Spione auch die in der Szigetvarer Grenzfestung dienenden ungarischen Soldaten. Diese Burg war damals noch in ungarischen Händen. Die Bewohner der Umgebung von Willand mussten auch ihnen Steuer zahlen. Die Szigetvarer befürchteten, dass ihnen gar nichts mehr bleiben werde, wenn die Türken alles mitnehmen. Sie mussten

etwas unternehmen. Sie entschieden sich für einen Streifzug. Die Ungarn wollten die türkischen Steuereinnehmer angreifen und ihnen alles wegnehmen. Die Krieger der Grenzfestung machten sich am Vortag auf den Weg, um den Feind überraschen zu können. Sie versteckten sich in einem nahe gelegenen Wald, so konnten die Burgkrieger die nach Hause eilenden Türken überrumpeln. Bald widerhallte die Wiese vom Geklitze der Säbelklingen, von „Allah“-Schreien und vom Gejammer der Verwundeten. Auch die Türken kämpften heldenhaft. Unter ihnen zeichnete sich besonders der Aga aus, der wie ein Löwe rang. Die Ungarn waren aber in der Übermacht, und ihr heldenhafter Kampf entschied schnell den Ausgang der Schlacht. Sie metzelten alle nieder. Nur ein Türke konnte flüchten. Sein Leben hatte er seinem geschwinden Pferd zu verdanken. Er brachte die Nachricht, dass die Türken eine Niederlage erlitten hatten.

Die ungarischen Burgkrieger trieben das auseinander gelaufene Vieh zusammen, und mit den erbeuteten Wagen brachen sie eilig in Richtung Szigetvár auf.

Als die Türken aus der Siklóser Burg am Ort des Kampfes ankamen, fanden sie nur Tote auf der Wiese. Unter ihnen auch ihren geliebten Aga.

Inzwischen wurde es dunkel, von der Verfolgung der Ungarn mussten sie also absehen. Sie schlugen auf der Wiese ein Lager auf und bestatteten am anderen Tag ihre Toten. Dem Aga legten sie ein prächtiges Seidengewand an. Seine mit Gold besetzten Waffen legten sie neben ihn in den Sarg, auf diesen taten sie seinen gelben Turban, dann ließen sie ihn ins Grab. Alle Türken brachten in ihrem Turban Erde, die sie auf den Sarg schütteten. Sie kamen einmal, zweimal, dreimal, auch hundertmal in langen Reihen. Ihr Turban war immer voll mit Erde, so erwiesen sie ihrem Befehlshaber die letzte Ehre. Aus den Schollen wurde erst nur eine kleine Bodenerhebung, am Ende ein runder Hügel. Die anderen gefallenen Türken setzten sie mit ihren Waffen am Fuß

dieses Hügels bei. Sie sollten ihren geliebten Aga auch nach dem Tod bewachen.

Einige irdischen Überreste von ihnen fanden später die Arbeiter, die den Wassergraben aushoben. Der Aga hält auch heute noch seinen ewigen Schlaf in der Tiefe des Hügels.

Im Frühling ertönt über seinem Grab Vogelgesang und auf dem Hügelrücken duftet ein Veilchenwald. Im Sommer tollen dort Fuchsjunge herum, im Herbst hüllt sich der runde Hügel in einen bunten Laubteppich.

Im Winter bedecken ihn, wie einmal auch die Erinnerungen, Schneeflöckchen, die weißen Sternblumen der Vergessenheit.

Josef Michaelis

Die erste Liebe

Blumenstrauß
in meiner Hand
Blumenstrauß
mit Vogelsang
Blumenstrauß
darauf ein' Kuß
Blumenstrauß
und Kuß zum Schluß
Blumenstrauß
beim Haines Rand
Blumenstrauß
im Wunderland
Blumenstrauß
gepflückt im Wald
Blumenstrauß
verwelket bald

(Willand, 1982)

Josef Michaelis

Friedensgebet

Teurer Frieden
laß uns fliegen
Kinder wiegen
Zukunft schmieden.
Laß die Quellen
blauer quellen,
auch die Wellen
heller schwellen.

Sä die Kerne
auf die Sterne,
und die Ferne
fruchtet gerne.
Laß die Erde
in der Herde
und das Erbe
wird nicht Scherbe.
Heb uns Zwerge
auf die Berge,
unsre Werke
bilden Stärke.
Nicht nur heute
lieb di Leute,
grüß die Freude
und die Freunde.
Gib der Räume
grüne Bäume,
doch der Träume
keine Schäume.

Josef Michaelis

Langsam

Langsam verstummt der Frosch im Rohr
flüstert dir der Wind ins Ohr
sammeln Vögel sich im Chor
kauern Herden vor dem Tor.

Langsam schwinden Licht und Duft
sehnen sich nach linder Luft
Blätter welk in tiefer Kluft.

Langsam kehrt zu wohlverdienter Ruh
alles Leben der Natur und du.

Langsam
langsam ist es Herbst geworden
langsam.

(Budaörs, 1981)

Josef Michaelis

Mutter

Ich hör' das Wort,
geh' ich auch fort.
Ich seh' den Hort
an jedem Ort.

Ihre Haare silbern im Morgenrauen.
Ihre Hände ermüden vom steten Bauen.
Ihre Augen schauen weiter, immer heiter.
Ihr Herz pocht heiter, immer weiter.

An jedem Ort
seh' ich den Hort.
Geh' ich auch fort,
hör' ich das Wort:
Mutter.

(Budaörs, 1982)

Josef Michaelis

Spätherpst

Wiedr is es Spätherpst ware,
Wäldr kewe sich in Ruh,
krine Farwe sin apkstarwe,
Schlamm teckt kele Plättr zu.

Wiedr pfeiwe Wanderszeppe,
welkt ins Schwarz tie letzti Nuß,
Reche nieslt uf tie Treppe,
Spinnfade hängt uf mein Fuß.

Wiedr riecht tie Frucht in Schoppe,
kocht in Faß tr Rewesaft,
Krähe stopple schon in Truppe,
Ratsche stehn a ohne Kraft.

Wiedr terre Stenglhauwe,
Plättr rapple uf n Weg,
Finstreheit weilt unr Traufe,
Plume krieche Nachtfrostschläg.

Wiedr is es Spätherpst ware,
Wäldr kewe sich in Rub,
Pflanze, Kreidr sin apkstarwe,
Newl teckt ten Huttr zu.

Josef Michaelis

Wetterbericht

Windstille.
Weiche Windstille.
Windstille tagtäglich.
Tagtägliche Windstille.
Weiche Windstille.
Windstille
ohne
Dich.

1982-85

Engelbert Rittinger

Unsere Fahne

Rot lacht der Mund meines Liebchens,
rot wie das muntere Blut,
rot glühn die feurigsten Weine
und rot glimmt die schlummernde Glut.

Weiß reihen sich unsre Häuser,
weiß wie die Segel zur See,
weiß blühn die lieblichsten Blumen
und weiß blitzt der schimmernde Schnee.

Grün ist das ewige Leben,
grün wie im Frühling der Wald,
grün ist die Flur meiner Heimat
und grün heißt bei uns auch „nicht alt“ ...

Rot ist die Farbe der Liebe,
Reinheit bedeutet das Weiß,
Grün ist das Symbol der Hoffnung
zum Besseren mit Arbeit und Fleiß.

Rot – weiß – grün – unsere Fahne,
das Leben, die Liebe, das Land,
und Treue zum heiligen Frieden,
den wir schützen mit Herz und Hand!

Franz Zeltner

Herbstgedanken

Heut bin ich durch den bunten Wald geschlendert,
Heut war er da, ganz plötzlich über Nacht.
Heut hat er meine Stimmung jäh verändert,
Heut herrscht der laue Herbst mit seiner Pracht.

Kann ich den Herbst nur deshalb so erfüllen,
Zieht er mich darum nur so magisch an,
Weil auch ich selbst, ich kann es nicht verhehlen,
So schmerzlich nah am Herbst des Lebens dran?

Macht mich die bunte Herbstzeit darum trunken,
Schlägt mich ihr Farbenrausch deshalb in Bann,
Weil ich meist in Erinnerung versunken,
Dem Heute wenig abgewinnen kann?

Noch prangen bunte Blätter an den Bäumen,
Noch hängt am Rebstock prall der neue Wein.
Noch will ich von dem nächsten Frühling träumen,
Noch kann's der allerletzte Herbst nicht sein.

(Brennberg, 1982)

Franz Zeltner

Meine zwei Sprachen

Als Mensch bin ich ein Deutscher,
Als Brüder ein Madjar;
Wir sprachen, sangen, träumen deutsch,
Weil es die Muttersprache war.

Als Kinder, wenn wir spielten,
War uns die Sprach‘ egal;
Wir stritten und wir raufte uns,
Versöhnten uns auch wieder mal.

Mir ist, in diesen Jahren
Hatt‘ ich kein Sprachproblem,
Doch als ich in der Schulbank saß,
War’s oftmals schwer und unbequem.

Da lern’t ich schreiben, lesen
In Landessprache nur;
Die Mundart war nicht fein genug,
Galt nur am Schulhof und im Flur.

Als Jüngling und als Freier
Mit Mädchen Hand in Hand
Da braucht man keine Worte nicht,
Die Sprache gilt in jedem Land.

In späteren Arbeitsjahren
Tat ich mich öfter schwer;
Kollegen, Freunde machten Mut,
Ihr Zuspruch half, ihm braucht‘ ich sehr.

Zwei Sprachen sprech ich heute,
Mal Deutsch, mal Ungarisch,
Wenn’s eilig oder hitzig wird,
Ist’s oft ein lustig Wortgemisch.

8. Klasse

Erika Áts

Allerlei

Kommt herbei, kommt
herbei,
Kommt zur Bude Allerlei!
Hier die Brezel,
Gleich ein Rätsel.
Gib acht!

Die Acht!

In grünem Gehäuse.
Samtschwarze Mäuse
Trinken roten Wein.
Nun, rate fein,
Daß es sich lohne!

Die Wassermelone!

Ein herzförmig Gärtchen,
Drin zappelt ein Pferdchen
Auf Rosen im Schnee,
Am Spiegelein See.
Wie geht es weiter?

Lebkuchenreiter!

Es tanzt ein grau' Wichtchen
Auf weißer Flur,
Tanzt alle Schrittchen
Eine Spur,
Hüpft in bunte Pfützen,
Daß die Schritte spritzen.
Au, du weißt es?

Pinsel heißt es!

Bela Bayer

Das Quartier

Es war im Frühling geschehen. Am Josefs-tag. Sie kamen ungerufen mit der Dämmerung. Ihre grauen und plumpen Silhouetten sahen aus, als wären sie schäbige Dschinnen. Und dann haben sie sich einquartiert. Am Rande der Stadt, genau bei dem Hotel Astoria. Die Besitzer der Wohnung waren deutscher Abstammung. Hartwig Böhme, der Offizier, hat ein Zimmer bei einem alten Ehepaar bekommen. Das Zimmer war winzig, aber praktisch und schön. Der Besitzer, ein Musiklehrer, schon in Pension, war sehr schüchtern, aber fröhlich. Seine Frau ebenso. Weil Böhme immer so viel zu tun hatte, traf er sich nur selten mit dem alten Paar. Einmal, als er nach Hause kam, fand er eine Einladung zum Abendbrot bei den Gastgebern.

- Sieh an! – grinste er – dann müsste ich auch Blumen besorgen. Naja, der Willi, mein Offiziersdiener, besorgt es schon.

Er klopfte bei den Gastgebern. Außer den Blumen war auch noch eine Flasche Cognac dabei. Trotzdem gab es für ihn eine Überraschung. Als er in das Zimmer eintrat, begegnete er einer jungen Dame. Sie konnte so 18-jährig gewesen sein. Ihr Gesicht war blass und sie hatte rote Haare.

- Edith, hier ist Leutnant Böhme – hat die alte Frau ihn vorgestellt.

- Es freut mich – sagte die junge Dame – mein Name ist Edith Fath.

- Junge Frau sagte er – ich heiße Hartwig Böhme, zu Ihren Diensten.

- Wissen Sie. Edith ist unsere Enkelin, aber jetzt zu Tisch. Opa, komm, wir essen!

Das Radio spielte Musik von Vivaldi, und nach einer kurzen Zeit hat sich Leutnant Böhme schon ganz wohlgefühlt. Die Flammen der Kerzen bewegten sich rhythmisch. Man konnte nicht herausfinden, wovon er gute Laune bekam, es könnte vom ungarischen Gulasch gewesen sein, aber der Tokayer machte auch körperliche Wärme. Aber was, wenn ihm gegenüber diese reizende junge Dame saß. Sie war schüchtern, nur ihre tiefbraunen Augen glänzten. – Nein, das darf wohl nicht wahr sein. Ich wohne wohl mit einer Fee in einem Haus und ich wusste nichts davon – er war ganz von ihr

begeistert. Bevor er noch zur Besinnung kam, war er schon verliebt. So tief und so ernst wie noch nie in seinem Leben. Edith war ganz anders als die Mädchen zu Hause. Sie war sensibel und zerbrechlich. Von diesem Zeitpunkt an musste er sie täglich sehen. Dann hat er von ihr geträumt. Er fühlte sich glücklich. Er machte sich darüber Gedanken, dass der Krieg nur für wenige so eine Chance gibt. Eine milde Frühlingszeit, voll mit Liebe und zärtlichen Momenten. Und die Hoffnung, dass es so weitergehen könnte.

Der Befehl, dass er nach Deutschland zurückgehen musste, kam plötzlich und mit Gewalt.

Die letzte Nacht vor seiner Abreise gehörte nur den beiden. Sie spazierten auf dem Donauufer entlang. Sie haben zugehört, wie die Wellen plauderten. Ohne Worte, phantasierend. Diese Welt, in der sie lebten, war wesentlich anders als die Realität.

Frühmorgens hat Edith ihn zum Bahnhof gebracht. Beide waren fröhlich, obwohl in den Augen der Frau schon etwas Trauriges war. Zum Abschied noch eine Umarmung, Tränen, Küsse. Schließlich gab sie ihm einen Briefumschlag.

- Bitte, erst nach der Grenze öffnen!

Als Hartwig den Brief lesen konnte, war es schon später Nachmittag. Es stand darin:

Liebster,

ich bin eine Jüdin. Wir können uns nicht mehr wiedersehen. Ich habe das Gefühl, dass du mich niemals vergessen würdest. Ich liebe dich auch, für immer. Die Freude der schönen Momente kann kein Mensch von uns wegnehmen. Aber wenn wir uns nicht mehr sehen würden, wären wir trotzdem glücklich. Gott möge dich beschützen. Komm bitte gesund aus dem Krieg zurück.

Es umarmt dich: Edith

Die Strecke bis Berlin und zurück war unheimlich lang. Tausende von Gedanken wirbelten in seinem Kopf. Tagsüber ebenso wie nachts. Mit einem Blumenstrauß war er bei seinem Quartier angekommen. Er klingelte umsonst.

Bela Bayer

Der Kopfstand

Martin erblickte erschrocken das Meer. Der Kopf der Frau tauchte schon lange nicht mehr aus der Welle auf. Aber was – beruhigte sich der Mann – sie ist eine der besten Schwimmerinnen. Aus dem Fenster beobachtete er, wie die Frau das Ufer erreichte. Der Sand bewahrte noch ihre Fußstapfen. Martin kam zu spät, obwohl er sie noch unbedingt sprechen wollte. Wenn nicht jetzt, dann ist es nicht mehr möglich. Er musste abreisen. Die Gruppe fuhr am Sonnabend weiter und heute war schon Mittwoch. „Sind Sie aus Algerien?“, fragte sie, als sie sich kennenlernten. „Nein, ich kam aus Ungarn.“ Die Frau enttäuschte sich darüber, wie Martin Deutsch sprach. Schon zu Hause hatte er sich vorgenommen, dass er sich zurückhalten und nur die wichtigsten Dinge von sich erzählen wird. Mehr erwartete er auch von der Frau nicht. Trotzdem, als er sie zum dritten Mal traf, konnte er sich nicht zurückhalten. Danach traf er sie mehrmals.

Martin war ein Dichter, er hat aber nicht nur die Zeilen aufs Papier gebracht, er lebte seine Gedichte. In seiner Freizeit philosophierte er, besuchte die Kneipen, aber am meisten machte er große Auslandsreisen. Mit dem Auto oder mit dem Zug. Dazu hat er sich immer viel Zeit genommen. Selten hat er sich mit Fremden vertraut gemacht. Aber jetzt war der Fall ganz anders. Martin war mit einer Reisegruppe am Meer.

Über Eichendorffs Gedichte haben sie gesprochen und Martin bewunderte, dass er auch so romantisch sein konnte wie der deutsche Dichter. Das Gespräch hat der Frau gut gefallen, sie war davon überrascht, dass Martin so viel von Literatur wusste. Es stellte sich nun später heraus, dass sie eine geschiedene Frau war und dass sie schon lange alleine lebte. Noch an diesem Abend trafen sie sich. „Bist du mit deinem Schicksal zufrieden?“, fragte Martin.

„Nein“, antwortete die Frau. Aber Martin wollte nicht wissen, was sie unzufrieden machte. Die Tage gingen wie ein Märchen vorbei. Trotzdem. Heute wachte Martin mit einem klaren Kopf auf und entschloss sich ihr zu sagen, dass er sie nicht liebte und

dass er weiterziehen muss. Darum lief er zum Wasser. Ein Boot erreichte plötzlich das Ufer.“Können Sie mir helfen?“, fragte der Fischer.“Sofort“, reagierte Martin mit Hilfsbereitschaft und trat näher. Im Boot erblickte er den erschlafften Körper der Frau.

Bela Bayer

Pole

Ohne konkreten Anlass fing ich an zu weinen. Ganz leise, schnupfend von meinen Tränen. Herr Born, mein Klassenlehrer, hat mich schon zum dritten Mal gefragt, ob ich vielleicht elternlos wäre, weil meine Eltern heute auch in der Sprechstunde fehlten. In der Gegend des Internats waren sie ebenfalls nicht. Ich bin niemals darauf gekommen, was den sich selbst verzehrenden Mathematiklehrer motivieren konnte, meine Eltern kennenlernen zu wollen. Er hat etwas von sich selbst als ehemaligen Schuljungen in mir gesehen. Er wollte schon immer ein Bildhauer werden, aber sein Schicksal hat es ihm nie zugelassen, Und jetzt begegnete er in mir einem werdenden Poeten, dem die Mathematik übel war, aber ohne Abitur konnte er nicht studieren. Und ich weinte weiter, jetzt schon ohne Tränen, denn sie konnten auch nichts lösen. Schwach zu sein hätte keinen Zweck gehabt. Während der Nacht war ich noch arbeiten, und so ging ich morgens in die Schule. Naja, damals – wegen unserer Armut – musste es so sein.

- Ich darf nicht durchfallen – konzipierte ich mir – weil dann mein Traum, dass ich einmal Lehrer bzw. Dichter werden möchte, nicht in Erfüllung geht. Ich habe alles versucht, aber mit der Mathematik wollte es nicht klappen. Einmal, bei einer Wochenendarbeit, habe ich Jürgen kennengelernt. Er musste, neben dem Lernen, ebenso streng arbeiten wie ich selbst. Sie waren sieben Geschwister. Als wir ins Gespräch kamen, erzählte er mir von seinen Problemen mit der Grammatik und mit der Literatur.

-Eh! – habe ich geschrien – du, du bist mein Mann! Später habe ich ihm einen Vorschlag gemacht. Wenn er das will, dann kann ich ihm helfen und im Gegenzug könnte er mir die Prinzipien der Mathematik beibringen.

Wie Hesses Figur Demian habe ich mich erinnert. Mit Schmerz und mit Schauer. An das enge Gässchen neben dem Konsumgeschäft, an die Villa, wo ich Erzieher war, an die Schläge der Kirchturmuh. Daran, wie uns unser Vater so streng erzogen hat, an

die Grubenkolonie. Im Internat haben sich zwei verschiedene Welten gekreuzt. Von zwei Polen kommende Tage und Nächte. Was ich von Haus aus mitgebracht habe, die Gewohnheiten, pulsierten in mir. Unsere Armut, das Dunkel und der Gestank, in dem unser Vater arbeiten musste. Die Haltung der Bergmänner, wie sie mit Mut leben und sterben konnten, weil es ihr Schicksal war. Die Sirenen, die oft weinenden Glocken, Beerdigungen, Invalide und Witwen.

Und der blauäugige Junge dort in der Ecke meiner Erinnerung lebte in dieser Welt.

Zwischen Gittern auf Kinderzeichnungen mit seinen mysteriösen Gedanken.

Bela Bayer

Wie Judas

Ich hab‘ bis heute nicht erfahren, warum Opa damals in der Dezemberdämmerung im Hemd herumhatschte. Daran erinnere ich mich aber noch, wie er fast wahnsinnig herummurrte: „Da haben sie wieder einen unschuldigen Menschen krumm und lahm geschlagen!“ „Herein, Vater, sonst erfrieren Sie“, wollte ihn Mütterchen ins warme Zimmer locken. Opa blieb aber unnachgiebig. Später kam er dann ins Zimmer. Das rötliche Licht schimmerte auf seinem Beil, das er in der Hand hatte. „Was soll denn das?“, fragte unsere Mutter verzagt und leise.

„Schon gut, wenn man das Beil bei sich hat.“

„Naja“, sagte unsere Mutter.

Wir gingen zu Bett. Unsere Mutter erzählte von Herodes und dem Christkind. Und dass ein Stern die drei Könige auf dem Weg führte. Bis Bethlehem. Mir war‘s, ich hörte die Hufschläge des Pferdes von Herodes, als man an unsere Tür klopfte.

„Wer ist da?“, fragte Opa und griff nach dem Beil.

„Deinen Schwiegersohn suchen wir!“

„Ist nicht hier!“

Unseren Vater haben wir wirklich schon längere Zeit nicht mehr gesehen. „Sollte er nach Hause kommen, sagt ihm, dass er gehängt wird, der Verräter.“

„Schaut, dass ihr wegkommt! Wehrlose in der Nacht stören!“

Die im Hof hatten es eilig, oder lag es an den Worten Opas, sie in machten sich aus dem Staub.

Ich konnte noch lange nicht einschlafen. Ich konnte den Lauf der Dinge nicht verstehen. Und wie war es denn, wenn Kleinjudas durch die Selbstaufopferung seiner Mutter gerettet wurde, warum hat er später Jesu Christ verraten, der früher das Christkind war? Ich kann heute noch nicht verstehen, wie hat mein Vater jene verraten, die ihm das Leben zu verdanken haben – wie es mir Opa erzählte.

Martha Fata

Die Welt

Ein Steinmensch sitzt am Weltrand
er blickt in das ferne Nichts.
Welten drehen sich in engen Bahnen
Planeten entfachen und zerfallen
zerstreuen die Vernichtungsflammen.
Vorgeschieden ist das Immer.

Ein Steinmensch sitzt am Weltrand
er folgt mit den Augen dem Schicksal
er lauert auf unsere Gesichter
sucht auch im tiefsten Lachen nur Leiden.
Wer kann dieses Phantom zerbrechen?
Vorgeschieden bleibt das Immer?

(Pécs, 1982)

Georg Fath

Mein Ahnerl

So vieles ist mir wach geblieben
aus meiner schönen Kinderzeit.
Als sie mich noch bewahrt von Hieben
und auf den rechten Weg begleitet'.
Oft denk ich noch der sel'gen Stunden,
als ich in ihrem Scholle saß,
wo mir die Zeit so leicht entschwunden,
daß ich auch jedes Leid vergaß.

Und später ist es dann geschehen,
sie faßte mir die kleine Hand,
es war so schön mit ihr zu gehen
ins wunderbare Märchenland.
Nie konnte mich die Langweil quälen,
so gern war ich allein bei ihr,
denn sie konnt' mir so schon erzählen
– so manches lebt noch heut in mir –

von Wiesen, Wäldern, hohen Bergen,
von Felsen auf den steilen Höh'n.
Von Drachen, Nixen, Riesen, Zwergen
und von den schönen Wasserfeen.
Schon längst ist diese Zeit verschwunden,
so schnell flog alles nur dahin.
Nur manch bei ihr verlebte Stunden,
die schweben mir doch noch im Sinn.

Ludwig Fischer

In Fichtenwalde

Herr Kühne wurde im August 1949 in das Bergdorf Fichtenwalde (Erdös) versetzt. Dorflehrer und Kantor mit Frau, Töchterchen und Schwiegermama. Weit war das Dorf, katholisch und von Ungarndeutschen bewohnt. Frau Kühne wurde bei der Zweigstelle der Sparkasse angestellt. Dienstwohnung mit drei Zimmern, Küche, Hof und Garten. Im Dorf hat man sich bald an den neuen Lehrer gewöhnt. Breitschultrig war er, breites Gesicht. Ja, ja, das war Herr Kühne. Auf einem Fuß hinkte er kaum bemerkbar. An der Ostfront hatte ein Splitter sein Bein erwischt. Die meisten Frauen packte seine klangvolle Stimme vom Chor, die Männer meinten, es wäre ein guter Bierbaß.

In Fichtenwalde lebten meistens ärmere Leute. Tagelöhner, die ihr Brot in der Forstwirtschaft verdienten. Unendliches Grün auf den Berglehnen, Fichten, Tannen, kühl auch im Sommer, hie und da auch Grünland, Waldweide, kleine Häuser im Dorf, aus der Ferne hörte man hin und wieder dumpfe Schläge, Explosionen aus dem Steinbruch. Die Leute hatten's hier schon immer schwer. Kleine Küchengärten hinter den Häusern und viele Kinder.

Einmal brachte man mit einem Lastauto festlich gekleidete Leute ins Dorf. Ungarisch redeten sie und laut. Sie schauten sich die kleinen Häuser an, gingen zwei-, dreimal durchs Dorf und versammelten sich wieder um das Lastauto. Vertriebene Ungarn aus der Slowakei.

„Nein, nein!“ schrie ein rothaariger Schnauzbart. „Das kann uns niemand antun! Wir mußten Haus und Hof in der Slowakei lassen und jetzt will man uns in diese Häuschen stecken! Sie meinen, Genossen, Sie werden uns reinlegen? Wir haben die Nase von euren leeren Versprechungen voll! In Budapest erzählte man uns noch vom schwäbischen Schlaraffenland!“

Mit der Zeit hatten alle die Nase voll. Aus Fichtenwalde wurde nicht ausgesiedelt.

Am ersten September begann der Unterricht in der Schule. Über 600 Kinder in der Schule.

Es war Spätsommer. Schwül. Abends wehte die Luft schweren Tannenduft aus den Bergen ins Dorf.

„Grüß dich!“ kam Herr Kuhne mit seiner schwarzen Tasche ins Zimmer.

„Grüß dich! Etwas müde? Man sieht es dir an, Herr Lehrer. Erste Erfahrungen?“

„Erste Erfahrungen? Na ja. Die Kinder waren nett, ja zierlich manche Mädchen.

„Und der Direktor?“

„Na ja. Herr Hausmeister! Als Lehrer? Klasse! Nur alt ist er. Zu alt!“

„Wir werden doch alle alt. Meinst du nicht, Géza?“

„Ich weiß, ich weiß.“

„Du bekommst auch schon graue Haare!“

„Ja und noch etwas! Herr Hausmeister ist noch nicht der Partei beigetreten.“

„Nicht?“

„Nicht.“

Bald kam auch Schwiegermama aus der Küche.

„Na, Géza?“

„Es war mein erster Tag. Man muß sich erst an alles gewöhnen.“

„Schon recht. Es wird schon. Und die Kollegen?“

„Es geht.“

Fichtenwalde lag weit von der Stadt, weit vom nächsten Dorf. Berge und Täler, steinige Wege, Tannen und Fichten, unten auch Buchen. Die Kinder brachten jeden Tag frische Blumen in die Schule. Bunte Waldblumen, Herbstblumen in grellen Farben.

Morgens um fünf klang es hell von der Kirche her, vor sechs war schon Herr Kühne an der Orgel auf dem Chor. Groß war die Barockkirche, verblaßte Farben, überall deutsche Aufschriften in gotischer Schrift. Die Frühmesse hatte er gern. Da war noch alles so andachtsvoll. Die frischen Blumen auf dem Altar, das stille Kommen und Gehen. Die Morgensonne schimmerte durch die Fenster, und bald erklangen die ungarischen Kirchenlieder.

Nach einer Frühmesse wartete eine ältere Frau vor der Kirche auf ihn.

„Seien Sie mir nicht böse, Herr Kühne, aber ich muß Sie sprechen.“

Er blieb stehen und reichte ihr die Hand.

„Bitte!“

„Bestimmt kennen Sie mich noch nicht. Ich bin die Richter Resi.“

„Es freut mich.“

„Ich komme in einer Angelegenheit...“

„Bitte! Worum geht's denn?“

„Unsere Leute wurden nicht ausgesiedelt. Wir, Herr Kühne, sind Deutsche. Wir hatten eine deutsche Schule, deutsche Gottesdienste. Man hat uns aber alles genommen. Es freute uns sehr, als wir hörten, daß Sie einen deutschen Namen haben...“

„Liebe Frau Richter!“

„Wenigstens in der Kirche sollte das deutsche Wort bleiben. Hochwürden liest die Messe lateinisch, doch unsere schönen Kirchenlieder, die Marienlieder, Herr Kantor! Das tut weh, sehr weh tut das, Herr Kühne!“

„Liebe Frau Richter! Deutsch hat man in unseren Kirchen abgeschafft. Nicht Hochwürden, auch nicht ich.“

„Seien Sie mir nicht böse!“

„Böse, Frau Richter? Höchstens traurig.“

An einem Nachmittag kam er spät nach Hause.

„So spät, Géza?“ fragte seine Frau. „Es dämmt schon.“

„Ja, so spät.“

Schwiegermama kam auch ins Zimmer.

„Komm, Géza, ich will dir meine Arbeit zeigen. Der Hinterhof wird unser Hühnerhof sein.“

Später saßen sie noch lange am Tisch.

„In der Schule wird schon wieder herumgemunkelt. Ich war auch schon bei Hochwürden.“

„Worum geht's denn?“

„Die Kantorlehrer werden entlassen!“

„Entlassen? Nein!“

„Oder sie werden vor die Wahl gestellt: Lehrer oder Kantor?“

„Mein Gott! Hoffentlich bleibst du lieber Kantor!“ sagte Schwiegermama erregt.

„Was hat Hochwürden gesagt?“

„In kirchlichen Kreisen hält man die letzte Variation für möglich.“

„Mein Gott! Hoffentlich wählst du das Kantorat, mein Sohn.“

„Aber Mama!“ sagte Frau Kühne flehend. „Das ist ja überhaupt nicht so einfach.“

„Warum denn nicht?“

„Warum, warum! Wir mußten doch schon einmal Fuß fassen. Kommen vom anderen Ende der Welt, oder willst du, daß sie uns wegschicken?“

„Das meinst du?“

Die Schwiegermama stand sprachlos am Tisch. Aus ihrem Gesicht wich die Selbstsicherheit der Bäuerin, die allein das Sagen in Haus und Hof hatte.

„Ja Mama. Man muß auch an das Geld denken. Leider! Der Kirche haben sie fast alles genommen. Aber zuerst müssen wir abwarten. Zeit bringt Rat.“

2.

Ende November ließ Herr Hausmeister Géza nach der ersten Unterrichtsstunde in sein Zimmer kommen.

Am Schreibtisch von Herrn Hausmeister saß ein unbekannter Mann. Er lächelte Géza zu.

„Danke, Herr Direktor, das wär’s“, sagte er mit heiterer Stimme.

Herr Hausmeister ging aus dem Zimmer.

„So“, sagte der Mann am Schreibtisch und zündete sich eine Zigarette an. Rötliches Gesicht mit verblaßten Sommersprossen. Glatze mit wenig Haar. „Nehmen Sie Platz, lieber Freund! Ich bin Csoma, man sagt Genosse Csoma zu mir. Natürlich von der Parteikreisleitung. Wenn’s um heikle Dinge geht, müssen immer wir in die Bresche springen. Sehen Sie, ich habe ein ganzes Leben lang in einer Käserei gearbeitet. Überall nur Buttermilch und Käse. O Mann! Bei uns roch schon alles nach Käse! Ich träumte schon, ich wäre Käse! Und jetzt soll ich mich noch mit den Pfaffen abplagen! Die hängen mir schon zum Halse raus. Aber schenken wir reinen Wein an, Herr Kühne! Es geht ja eigentlich allein um Sie. Vielleicht hat auch schon der Pfaffe etwas

erwähnt. Noch vor dem ersten Januar stellen wir unsere Lehrer vor die Wahl: Schule oder Kirche. Verstehen Sie mich?“

„Ja.“

„Ich will die Katze nicht im Sack verkaufen. Wir haben alle Unterlagen gründlich studiert, die man Ihnen nachgeschickt hat. Wir würden uns freuen, wenn Sie die Schule wählen würden.“

„Ich...“

„Wir wissen, daß die Wahl nicht leicht ist, ich kann Ihnen aber vertraulich mitteilen, daß wir, die Partei, Pläne haben, die auch Sie betreffen.“

„Pläne?“

„Na ja. Herr Hausmeister ist alt, schon zu alt. Ein Direktor muß tatkräftig und tatenfroh sein wie Sie es sind. So, Genosse Kühne! Übermorgen komme ich wieder und fahre schon mit Ihrer Antwort in die Stadt zurück.“

Mit dem ersten Januar hatte die Schule einen neuen Schulleiter, Herrn Géza Kühne. An einem Abend nach Weihnachten besuchte er Hochwürden im Pfarrhaus. Es war ein schöner Abend. Sie merkten es kaum, wie die Zeit verging. Sie sprachen von der guten alten Zeit, von Martinsberg, wo sie das Benediktinergymnasium besuchten, von Büchern und Musik, von der französischen, katholischen Arbeiterbewegung, von Schriftstellern...

Später kochte Hochwürden einen Kaffee. Hie und da kam noch jemand am Pfarrhaus vorbei, dann bellte wieder ein Hund aus der Nähe.

„Beten Sie ab und zu für meine Familie, Hochwürden, wir werden es brauchen.“

„Ich weiß. Wie haben sie‘s hingenommen, daß du als ungarischer Leutnant an der Ostfront warst?“

„Sie fragten nicht danach.“

„Sei aber immer auf der Hut!“

„Ich weiß.“

„Zuerst haben sie unsere Schulen genommen, jetzt wollen sie die Liturgie zerrütteln. Jetzt kämpfen sie gegen die Frömmigkeit an.“

Nach Mitternacht umarmten sie sich. Hochwürden erteilte Géza den Segen: „Der Herr segne und behüte euch. Er lasse sein Angesicht über euch leuchten und sei euch gnädig. Er schaue auf euch und schenke euch seinen Frieden. Amen.“

3.

„Früher gab’s das nicht“, meinte Schwiegermama an einem lauwarmen Frühlingsabend, als sie bei offenem Fenster am Abendtisch saßen. Frau Kühne, das Töchterchen und Schwiegermama.

„Was denn, Mama?“

„Géza. Abendessen und Géza ist wieder nicht da!“

„Aber Mama! Du warst doch auch froh, ja, stolz warst du, als sie Géza zum Schulleiter ernannten. Ein Schuldirektor muß auch seinen gesellschaftlichen Verpflichtungen nachkommen. Veranstaltungen, Sitzungen, dann die Partei.“

„Schon gut. Ist ja gut.“

Mit der Zeit gewöhnte sich auch Schwiegermama an die neue Lebensweise. Haushalt, Hof und Garten, all das war ihr Betätigungsbereich mit reichem Erfolg im Küchengarten und Hühnerhof. Géza brachte auch immer mehr Gäste mit ins Haus. Leute aus dem Unterrichtswesen, von der Partei. Die Schulinspektoren wurden auch alle zu Mittag eingeladen. Schwiegermama züchtete wunderschöne Hähne für diese Gastereien. Groß waren diese Hähne, weiß mit einem roten Hahnekamm. Nur einer war rot, der größte mit dunklen Hahnenfedern.

Herr Kühne kam eines Abends wieder spät nach Hause. Es war Anfang Mai, fast schwül. Schwiegermama brachte sein Abendessen.

„Sehr gut, Mama!“

„Bist hungrig?“

„Schon!“ Eine Weile aß er still. Ab und zu schaute er vor sich hin.

„Mama!“

„Ja.“

„Morgen bekommen wir ein ganz hohes Tier zu Gast. Genosse Horváth. Ein führender Parteikader.“

„Mein Gott, Géza!“

„Keine Angst, Mama! Als ich Kantor war, kam jedes Jahr einmal der Bischof, um seine Visitation zu machen. Jetzt kommt Genosse Horváth mit seiner Beaufsichtigung.“

„Dann ist er jetzt der Bischof.“

„So, so, Mama! Stolzieren noch die Inspektoren hinten auf dem Hühnerhof?“

„Inspektoren? Was soll denn das? Inspektoren?“

„Ich meine die Hähne, die du schlachtest, wenn so ein Schulinspektor kommt.“

„Inspektoren! Natürlich habe ich noch manche. Welchen soll ich schlachten? Groß, klein?“

„Haben wir noch das Prachtstück, den roten? Ihn bitte.“

4.

Kaum hatte es zu Mittag geläutet, erschien Geza mit dem Gast. Hager war er, ein alter Mann, dürres Gesicht, scharfer Blick, grauer Anzug.

„Genosse Horváth. Meine Frau, unsere Mama.“

„Freut mich“, verbeugte sich kaum merkbar Genosse Horváth. „Sehr lieb!“

Was das Mittagessen betrifft, war es Schwiegermamas Meisterwerk. Eine ausgezeichnete Suppe, ein saftiger Braten, dann ein würziges, scharfes Pörkölt. Weißwein, Rotwein. Strudel. Mohn- und Nußkuchen.

„Sehr gut, wunderbar!“ lächelte Genosse Horváth. „Lecker!“

„Es freut mich, daß es schmeckt! Wenn es so einem Kenner schmeckt, lohnte es sich!“ kam Schwiegermama näher. Géza schenkte ein.

„Mit welchem sollen wir beginnen, Genosse Horváth?“

„Rotwein. Rot, wenn wir schon Kommunisten sind. Auf unser Wohl! Es freut mich, liebe Frau Kühne, daß das sozialistische Unterrichtswesen in Fichtenwalde in geeigneten Händen, in den Händen Ihres Mannes ist. Die Erfolge, die ich heute in der Schule auf Schritt und Tritt sah, waren erfreulich. Fichtenwalde hat einen tüchtigen, einen talentierten Schulleiter. Auf unseren Genossen Kühne und auf seine liebe Frau!“

Am Tisch wurde noch lange gesprochen. Sie redeten über das sozialistische Schulwesen, sie sprachen auch von der Zukunft, sie zitierten Politiker, sie erwähnten Rákosi, Révai, auch Makarenko, Lenin und Karl Marx. Später meinte Genosse Horváth mit glänzenden Augen:

„Ein Auge hat unsere Partei immer auf seine Kader. Es war ein schöner Tag, ein erfolgreicher Tag. Jetzt muß ich aber noch eure Wohnung sehen, sehen wo ihr lebt, wie ihr lebt. Genosse Kühne, willst mir die Zimmer zeigen?“

„Aber selbstverständlich, Genosse Horváth.“

Als sie in das große Zimmer gingen, sagte Frau Kühne leise: „Mama! Der wird das große Heiligenbild über unserem Bett sehen! Christus mit seinen Jüngern. Ich sagte dir schon immer, daß man das Bild in den Schrank stellen sollte...“

„Meinst du?“

„Mein Gott! Sollte jetzt am Ende alles schief gehen?“

„Und ich schlachtete für ihn noch meinen schönsten Hahn!“

„Noch einen letzten Satz, Genosse Kühne“, sagte Horváth, als sie aus den Zimmern kamen. „Die Genossen in der Stadt sagen alle: Genosse Kühne ist ein guter Genosse. Na ja! Einen kleinen Fleck hat deine Weste schon“

„Du meinst?“

„Das Heiligenbild über eurem Bett im Schlafzimmer.“

„Heiligenbild?“

Sie standen alle um den Tisch. Auf dem Tisch Weine, Kuchen. Gespannte Stille. Die große Wanduhr hämmerte in die Stille.

„Heiliger Strohsack! Weißt du, was du gesehen hast? Ein wertvolles Gemälde schon! Meine Gute! Der junge Marx an einer geheimen Versammlung. Das hast du gesehen! Die lange Haare haben schon manche unserer Gäste getauscht!“

„Macht das aber froh, Genosse Kühne! Eine ganz tolle Überraschung! Weißt du, meine Augen! Man wird nicht jünger! Leider! Also erlebte ich's noch, daß unser Karl Marx die Heiligen auch aus den Schlafzimmern verjagt! Wunderbar! Trinken wir auf diese erfreuliche Überraschung noch einen Schluck Roten!“

Ludwig Fischer

Monika

Es war an einem Spätsommersonntag.

Der Herbst lag schon in den Weingärten, das tiefe Grün des Sommers verlor schon was von seinem Ernst. Der Himmel träumte noch blau über dem alten Fischteich hinter dem Weinberg, doch gab es schon manch bunte Farben im Buschwerk.

Ich hatte es schön am Wasser in der warmen Sonne. In meinem Körbchen zappelte manch hübsches Fischlein, und ich konnte das Glück nicht lassen. Ich wollte ein großartiges Abendessen nach Hause schaffen. Gebratene Fische kann man ja auch noch Montag auftischen, und mit unseren Kaninchen hinter dem Haus sollte auch noch gespart werden. Ein schöner, stiller Sonntag, doch hätte ich nicht geglaubt, daß noch so viel Glanz dazukommen könnte. Weißt noch, Monika? Ich habe jenen Nachmittag in der Seele. Deine Stimme, die Stimme, die noch jahrelang in mir weiterklang.

„Na, gibt’s was? Hatten Sie schon etwas an der Schnur?“

„Das hattest du zu mir gesagt. Sie hat du zu mir gesagt.“

„Würden Sie mir erlauben, es auch einmal zu versuchen?“

Ich wollte schon immer mal angeln, doch kam ich in Budapest noch nicht dazu. Bin Monika, Monika Sudár. Und Sie?“

„Hans Schneider.“

„Hans. Hans Schneider. Also ein Schwabe, nicht wahr?“

„Ja.“

„Zum Henker! Da zuckte ja etwas, ob das ein Fisch war? Meinen Sie?“

„Ja, ganz bestimmt war es ein Fisch.“

„Na, sehen Sie! Ich brauche das Zeug nur in die Hand zu nehmen und schon zerrt ein mächtiger Fisch an meiner Schnur herum. Aber sehen wir mal, wie alt Sie sind, müssen doch noch kein Großpapa sein?“

„Siebzehn.“

„Siebzehn? Großartig! Ich bin neunzehn, da können wir doch Du zu einander sagen. Also guck mal, Hans, da zuckt es ja schon wieder. Was muß ich jetzt machen?“

Weißt noch, Monika, daß es so war? Nein, nein. Du weißt es nicht mehr, wie wir dort stundenlang gesessen haben. Die Natur war voller Farbe, voller Klang, voller Duft um uns, doch hatte ich nur Dich in den Sinnen. Dein schwarzes Haar, das Dir Schulter und Nacken bedeckte, Dein Gesicht, das Gesicht mit den lächelnden Augen, das Rosaweiß deiner runden Arme und ich hatte Dich zur Seite und wir plauderten, als hätten wir uns schon in der Schulbank gekannt. Ich zeigte Dir den Teich, erzählte über Wasser, Schilf und Fische, und zeigte auch den kleinen Berg mit dem Weingarten des Herrn Notars, das Häuschen, wo ich mit Vater und Mutter wohnte. Du machtest auf alles nur große Augen, wolltest immer mehr hören, und mir war's, als hätte ich mich selbst bei diesem Gespräch gefunden. Dir machte alles Spaß, du hattest in Budapest noch nie Dinge gesehen ... In unserem Lachen, in unseren Augen, in unseren Gebärden wurden all die Farben um uns, das Nah und Fern, das märchenhaftschöne Nebeneinander zur Freude.

„Schau mal Hans, es ist mir was in die Augen gefallen“, zwinkertest Du mir zu und ich sollte Dein Gesicht in die Hände nehmen. Als wäre die Zeit für immer stehengeblieben, als sollte die Zeit innehalten, um mir das Glück nicht in die Ferne zu verwischen. Du weiß nicht mehr, Monika, hast mein Glück nicht mehr in den Sinnen. Du weiß es nicht mehr, Monika, wie lang wir uns dort erzählten. Du meinstest, es sei schade, daß ich so weit von Budapest lebe, in Budapest könnten wir uns oft treffen, wir würden uns gut verstehen, das alles sagtest Du mir... Ich erzählte Dir aber über alles, erzählte über unsere Aussiedlung, über die Flucht zurück nach Ungarn, über den Herrn Notar und daß er uns in seinem Weingarten hatte und wie schwer wir's dort hatten. Drei Joch Weingarten hatten wir zu bestellen. Um fünf waren wir schon auf den Beinen. Unten lag noch das Tal im dichten Dunst und Nebel, doch zogen wir schon los. Vater war froh, daß er wieder etwas Geborgenheit im Weingarten fand, die Mutter ... na ja, wir schufteten von früh bis spät in den Abend, brachten dem Herrn Notar eine Fechsung in den Keller und hatten trotzdem kaum etwas zu erwarten. Ein Speck, etwas Schmalz, Mehl, Salz, Paprika ...

Alles erzählte ich Dir. Ich hatte nur das Schilf, das Wasser, die Farben und die Klänge in mir ... Deine Stimme, Dein Lachen, Dein Wesen, das hatte ich dann in meiner Seele ... Ich habe Dich auch in den nächsten Tagen erwartet, ich habe Dich an allen Sonntagen erwartet, habe Dich alle Tage erwartet ... Doch bist Du nie mehr an mich herangetreten, Hans, da bin ich, Hans, schau mal diesen Baum dort mit seinen bunten Farben, komm, hilf mir ... komm ... komm ... nie hast Du mir das mehr gesagt. Nie bist Du mehr zu mir gekommen, nur in meinen Träumen. Schau mal, Monika, habe ich immer gesagt, schau mal Monika, da haben wir uns wieder ein neues Familienhaus gebaut. Obst im Garten, auch ein Weingarten dazu. Wie meinst es, Monika, schon zehn Jahre, daß ich suche, keine Anschrift, kein Zeichen, nur der Traum in meiner Seele, Deine Stimme ... Sei mir nicht böse, ich muß heiraten. Du brauchst Dir keine Sorgen zu machen. Éva ist schon nett und tüchtig ... Oft scheint es mir, Monika, als ginge alles schief in meinem Leben ... Wir haben heute meine Mutter begraben. Da meine Kinder, Monika ... So suchte ich Dich mehr als zwanzig Jahre, fand Dich aber nur in meiner Seele ... Jetzt sitzen wir da im Restaurant. Trinken still unseren Kaffee, etwas Kuchen dazu ... Ich wollte den Schein jenes Nachmittags in deinen Augen finden. Das wollte ich, darum suchte ich Dich mehr als zwanzig Jahre, suchte Dich, daß wir wieder so dasitzen, daß wir uns wieder erzählen über alles, daß wir wieder lachen, daß, daß ... Doch habe ich nur noch den Schrecken ... Wir sitzen da am Tischlein, schauen traurig in die Weite. Du ein plumpes, altes Weib, ich ... ja, so hat man uns schon, zwei fremde, alte Leut ... Können es kaum erwarten, daß wir uns wieder verabschieden ... Aus all den Träumereien, aus all den Erwartungen, aus deinem schönen Haar, den lächelnden Augen, aus Wasser, Schilf und Fischen, aus dem Nah und Fern jenes märchenhaft schönen Nachmittags dort am Teiche blieb nur noch ein plumpes, altes Weib, ein alter Mann mit Glatze ... Wir sitzen da im Restaurant bei Kuchen und Kaffee fremd und wortkarg ... Du willst nicht einmal wissen, Du weißt nichts mehr von jenem Nachmittag ... Ich habe nur noch das Würgen ... Die Zeit ... Wie die Zeit alles niederkriegt ...

Ludwig Fischer

Wo sind sie geblieben?

Dreißig Jahre lebte das Bild meines Heimatdorfes in mir. Ich hatte das Weiß seiner Häuser auch in der Ferne vor Augen, hatte die freudige Ausgelassenheit der Kirchweihmärkte in den Ohren, die Freude des Faschingsmarsches, des Pfingstreitens ... Dreißig Jahre träumte ich mich in das weite Dorf zurück, wollte es auch in meinen Erzählungen „Peopl“, „Rita“ festhalten, ich wollte es auch in anderen Novellen festhalten: den Weinberg, das Dorf, den Friedhof. Das wollte ich, das suchte ich in meinen Träumen und Erinnerungen. Und jetzt stehe ich da, und Wehmut trübt mir das Herz. Wo sind die erträumten Wege, die Gärten? Wo hat man sie? Wo ist alles geblieben? Dreißig Jahre hatte ich einen weiten Weinberg in Erinnerung. Hoch war er, einmalig war er. Wenn man vom Berge sprach, erinnerte ich mich an den Weinberg, an den Weinberg mit dem kühlen Blaugrün der weiten Weingärten. Weiße Häuser in den Weingärten, das schwere süß des reifenden Obstes in der spätsommerlichen Luft...

Wo ist das alles geblieben?

Ich sehe nur noch einen Hügel vor mir. Keine Häuser und auch keine Weingärten.

Nur den Hügel.

Sollte ich mich so getäuscht haben?

Sollte ich mich solch Täuschungen hingegeben haben?

Wo ist die große Kirche geblieben? Die Kirche, die in meiner Erinnerung immer so feierlich war ... Ich schreite durch die kleine Kirche, alles abgewetzt, alles so alt.

Wo sind denn die Stimmungen der Feiertage, Blumen, das Weiß und Gelb der brennenden Kerzen, das Dahinsinnen der Orgel? Der feierliche Ernst der bekannten Gesichter?

Nur die alten, abgewetzt alten Bänke, die Kanzel – so erdrückend eng alles. Wo sind die feierlich ernsten Gesichter der Bauern und Bäuerinnen geblieben? Ich suche

ihre Plätze. Vor dreißig Jahren hatte man sie hier. Ich finde nur das abgewetzte Braun der alten Bänke, aber der alte Mayer, Binder, die Wawi-néni, ... wo sind sie alle geblieben?

„Ich suche Josef Bayer.“

Ich will mich vor dem Haus zurechtfinden. Das Haus. Na ja. Wir spielten fast jeden Tag da im Hof. Hinter dem Haus der große Garten mit den alten Obstbäumen und dem kühlen Rasen.

„Bayer. Josef Bayer.“

„Sie sind schon am rechten Flecken.“

„Bist doch nicht der Josef?“

„Schon.“

„Weiß nicht mehr? Der kleine Seppi, der Schnell Sepp?“

„Schnell Seppi?“

„Nicht? Vor dreißig Jahren.“

„Den kleinen Seppi meinen Sie? Ist schon lange her. Der war immer da bei uns. Schon, schon, hinten im Garten, die halbreifen Pflaumen. Wir saßen dort hinten und machten uns Gedanken. Der Sepp!“

„Kennst mich nicht?“

„Nee ... Keine Ahnung.“

„Schau mir doch in die Augen!“

Und er führt mich durch Haus und Hof. Wir verweilen das Kellerhaus, das dahinziehende Rascheln der nahen Kukuruzfelder, die stillen Farben, die matten Schatten.“

Er winkte mir noch nach.

Graues Haar, die Tasche in der Hand.

Ich hatte es eilig. Du wolltest mir noch einige Abschnitte aus deiner Zeitschrift zu lesen geben. Ich hatte aber keine Zeit für dich ... Ich hatte es eilig. Jetzt stehe ich da mit dem Hut in der Hand. Kränze, Kerzen und schwarze Trauer. Du kommst nicht mehr des Weges mit deinem freundlichen Lächeln.

Verlassen steht das Kellerhaus oben im spätsommerlichen Sonnenschein. Alles wartet dort oben auf dein Kommen. Der alte Nußbaum mit dem Tisch aus Stein, die Bänke um den Tisch. ... Sie warten alle auf dich. Ich stehe da mit dem Hut in der Hand, alter Freund! Lebte 62 Jahre. 62 Jahre!

Der Kies knirscht hart unter den Schritten, als wollte das Knirschen in die Unendlichkeit, als knirsche es aus der unendlichen Ferne. Nur das hallende Knirschen am Weg zu deinem Grab.

Nur das Knirschen.

Alles schwarz.

In den blassen Gesichtern Schreck und Trauer.

So bringen wir dich zum Grab, zu deinem Grab.

Ich stehe mit dem Hut in der Hand an deinem Grab.

Still stehen wir da, bezeichnet mit dem Schwarz der Vergänglichkeit. Nur der Wind vom Berge her fährt durch das rostige Laub der Kastanien.

Ich wandere allein, miserabel allein zwischen den Gräbern. Der Wind schaudert mir durch die Seele. Bezeichnet mit dem Schwarz der Vergänglichkeit stehe ich allein zwischen den Gräbern und schaue nochmals hinüber zu deinem Grab.

Gräber mit frischen Blumen, Gräber mit verwelkten Blumen. Vom Berge her rüttelt der Wind an den Blumen. Auf den Grabsteinen Namen alter Freunde ...

Vor dem Leichenhaus versammeln sich wieder Leute in Schwarz. Still und dahinsinnend. Nur von den Kastanienbäumen fällt rostiges Laub.

Bald knirscht Kies wieder hart unter den Schritten.

In den Friedhöfen knirscht immer der Kies.

Jetzt sehe ich es noch, jetzt höre ich es noch, wie der Kies knirscht, einmal aber ... – ja, einmal ...

Der Kies wird wieder hart unter den Schritten knirschen. Die Kastanienbäume werden rostig da am Wege stehen, und der Wind vom Berge wird an den Blumen rütteln...

Claus Klotz

Ars poetica

1.

Sei stumm,
schrei nicht,
dicht'
Verse.
Krumm
werden sie dich
anglotzen,
deine bedauerlichen
Zeilen.
LSD oder Morphinum
sind sie,
dichte für dich.
Bessres nie
als diesen
Seelenorgasmus,
denn nachher kommt nur Kater.

2.

Im Sumpf des Ekels
blüht die Blume,
Haßliebe haucht dich
riechend-duftend an,
Stürme wühlen im Stillwasser,
Würmer fressen die Geborgenheit
die Ursuppe brodelt heran.
Und doch sag ich
Sonne
und doch steigt die
Wonne
in Farbentracht
zum Lebensbogen
den Himmel empor.

(Budapest, 1981)

Valeria Koch

Alle meine Freunde

helfen mir
das MANNigfaltige Herum-HEIDEGGERn
auf dem WITTGENSTEINreichen Weg
HÖLDERLINDern
so verWEILE ich zwar KRAUS ohne HEGELd
oft auch MOZARTbitter
dennoch RILKENnerisch
als MUSILlusion beKAN(n)T
bis zur LENZenden VIVALDigen BACHklaren
VOGELWEIDE
des ZusammenBROCHs

1981

Valeria Koch

In memoriam Rilke

„Wer, wenn ich schrie, hörte mich denn...?“

Eine rote Masche, von Mutter gestrickt,
würde wohl hinunterlaufen.

(Mutter ist in den Sorgen
der Kindheit verborgen.)

Die Flocke in meiner heißen Hand
könnte zögernd vergehn.

(Der Schnee natürlich weiter fallen.)

Allen

ein Wunsch den Kopf durchlaufen:

Hör auf, hör auf,

es ist noch früh, es ist schon spät!

(Auch wenn es Hochmittagszeit wäre.)

Und selbst der Engel müßte
den bösen Geist der Wüste
verjagen aus mir zuerst.

(Falls es diesen Engel gäbe.)

Im Gewebe

der innersten Menschlichkeit

wohnt Treue, Tod

und vielleicht

Sehnsucht nach leisem Gehör.

Wer, wenn ich schrie...?

1974

Valeria Koch

Jugend

Jugend heißt
Blüten im goldblauen Wind
Jugend träumt
Taten, die sie mal vollbringt
Jugend spielt
Ordnung, umdichtet die Welt
Jugend bahnt
Wege vom Wissen erhellt

Jugend heißt
Liebe, lodert lichterloh
Jugend bringt
Frieden vervollkommnungsfroh
Jugend spricht
Worte voll Zauber und Sinn
Jugend ist
selbst der beseelte Beginn

Valeria Koch

Kindheit

Kein Wind, kein gewaltiger Regen
bringen sie uns nochmal entgegen.
Nicht einmal frohe Abendglocken.
Doch etwas vielleicht: sanfte Flocken,

Flocken des Winters – stilles Wallen –,
die wie aus Märchenbüchern fallen,
ganz der Frau Holle-Sage ähnlich,
leise, langsam, unpersönlich,

dennoch vertraut, dennoch bekannt,
seit unserm Kindheit-Verloren-Land,
woher sie jährlich fliegend kommen,
erinnern uns an dessen Wonnen.

Valeria Koch

Liebeleid

es tut mir leid
daß wir einander
nicht für immer
leid tun können

atemberaubend
war unsere Zeit
doch wenn du jetzt
nach Luft schnappst
ähneln meine Küsse
eher einer ersten Hilfe

es tut mir leid
daß ich dir zuletzt
wahrscheinlich
nicht leid tun kann

denn du tust mir dann
ein Leid an

1987

Valeria Koch

Meiner Mutter Lobgesang

Erwählte Heldin ohne Orden
die heimgesucht von zähen Sorgen
gegrüßt sei kleine Frau gebrechlich
der Liebe fest der Seele mächtig

Dein Leben voller Hast und Pflichten
auf deren Früchte mußt verzichten
gelobt sei deine Hand die starke
im Mundwinkel die Kummerfalte

Dich kann nicht Leid noch Not besiegen
wo du auch weilst erblüht der Frieden
dein Flammenwesen will ich preisen
so jetzt als auch in allen Zeiten

Valeria Koch

Melancholie der Gleichzeitigkeit

(an Freunde, diesseits und jenseits)

Alle sind sie da,
die Verblichenen,
würde man sagen
mit irdischen Mienen.
Obwohl alle da sind,
heiter und farbenfroh,
frühlingsfrisch in
aller Herrgottsfrühe.
Sie tanzen und springen,
hocken am Fenster,
haben Pinsel und Feder
und Flöte in der Hand.
Sie alle bewundern
unsere Gewohnheit,
hastig und lustlos
durch den Tag zu gehen.
Mit irdischen Mienen
kommt man nicht weit,
wenn sie alle da sind
und zuversichtlich winken.
Die Melancholie der Gleich-
zeitigkeit wächst im Garten
der Seele zum Rosenbusch
der Ver-Innerung.

März 1997

Valeria Koch

Mysterium der Liebe

Überall ist nirgends
nirgends bist Du da
überall Dein Dasein
nirgendshernah

*

Du warst zu gut fürs Leben
zu gut für diese Welt
im Schatten des Geschöpften
das Gute aufwärts fällt

*

Du sahst mich an
mit Bläue eines andren Seins
im braunen Licht
der Erde bin ich mit dir eins

*

Geborgenheit Dein Namen
verhüllt vor Haß und Spott
Geliebtervatergott

(Budapest, 1982)

Valeria Koch

Schutzengel, danke!

Ich weiß, du hast es neben mir nicht leicht. Ich weiß, du liebst mich seit meiner Empfängnis ununterbrochen bis zum Grab. Du bist das einzige, mich stets liebende Wesen: Ich versteh‘ es nicht, nur bedanken kann ich mich bei dir, dich innig lieben – und das ist schönste, reinste, zuversichtlichste Liebe, die ich dir gegenüber empfinde. Keine Ahnung wie du aussiehst, ich stell dich mir so vor: mit großen blauen Augen, die du niemals schließt, mit goldenen Haaren und formgestalteten großen, weißen, strahlenden Flügeln, und im purpurnen, schwebenden Kleid, wenn du bei Krankheit und Operationen die Hand des Arztes leitest, und im blauen Gewand, wenn du mich vor Unfall schützt. Im Flugzeug sitzt du neben mir, trinkst verstohlen von meinem Wein – bevorzugst leichte Sorten aus der Provence und der Willander Gegend – dein guter Geschmack ist unbestreitbar. Du sitzt neben mir in der Metro von Berlin, London und Paris und begleitest mich nach Moskau, Jerewan, Prag, Fünfkirchen und Rom wohin alle Wege führen; ich spüre, an der Tevere und im Branauer Hügelland fühlst auch du dich wohl. Genius loci – die Glocken läuten: Panis Angelicus! Ich sehe noch als kleines Mädchen, betend vor einem – deinem? – gemalten Bild unter dem Gekreuzigten, der unser beider – aller – Herr und Gott. Ich war damals dem kleinen Ebenbild: zuversichtlich und voller uz:schuldiger Energie. Ich hab‘ an dich geglaubt, mein Leben in deine Hand gelegt – in deine gute, sichere Hand. Es geschah in einer armseligen Küche unseres Hauses doch du und ich, wir waren reichlich anwesend, lebendig. Du hast mich vor Scharlach gerettet, vor den vielen Lungenentzündungen, später dann vor Nierensteinen, Depression und fast tödlichen Magengeschwüren. Du hast mich gerettet vor Verzweiflung, als Familie, Freunde, kleine und große Lieben mich im Stich gelassen haben – nur du warst anwesend, du, mein Soul- und Bodygard. Daß ich, die zierlich-gebrechliche Kreatur, mit noch beinahe intakten Knochen meine abenteuerlichen Wege täglich antrete, ist dir allein zu verdanken. Der Tod droht ständig in tausend Formen – du aber stellst dich ihm in Weg. Du weißt

wahrscheinlich, was uns beiden, was mir, noch als Aufgabe und Glück bevorsteht. Gut, daß du es wießt. Gut, daß ich davon nichts weiß, mich nur dir anvertrauen kann. Steh‘ mir bei, mein goldener, weißer, roter, blauer Schutzengel, laß manchmal dein Flügelflattern ahnen, deine feste Hand spüren, deine goldenen Locken wallen – nur von weitem, nur im Traum, wie es eben die obersten Spielregeln erlauben. Sei gepriesen, heilige Johanna, Hedwig, die selige – einen Teil von dir kenne ich mit Namen. Der andere bleibt anonym, streng geheim – und sicher, bis wir uns nach meinem Tod, gehofft in lux perpetua, vor unserem Herrn, in Ewigkeit, begegnen.

„Ein jeder Engel ist schrecklich“ – sagt Rilke allgemeinbekannt. Mein Engel ist innig – sage ich. Auch das ist Erfahrung.

Liebe Johanna, liebe Hedwig und vielleicht auch lieber Johann, Leo, Thomas – all deine Namen kenn ich nicht –, steh‘ mir bei, ich steh‘ bei dir –, liebe mich, ich hab dich lieb, beschütze mich – ich danke dir, Angelo mio!

Februar 1996

Valeria Koch

Sonett auf selbstbewußte Art

Ja ich bin Indianerin
genau so wie ich Christin bin
ihr fragt nach meinem Pedigree
ich bin Comtesse de Lakoré

Ich bin gleichzeitig comme il faut
in Oxford und in Mexiko
ich dichte und ich mal' fast so
wie Sarah Kirsch und Picasso

Geschlechtlich bin ich Mensch und Weib
lieb Pferde und Geschwindigkeit
klare Worte kühne Taten

Wüstenwind und die Karpaten
mit viel Mitleid und ohne Haß
das wär's für heut': Wollt ihr noch was?

1992

Valeria Koch

Stiefkind der Sprache

Sag mal wer kennt dich
für wen bist du wichtig
seit zweihundert Jahren
suchst du nach klaren
Spuren auf Erden
um nicht zu verderben

Wo bist nun zu Hause
in schriller Pause
verklungener Worte
hoffnungsverdorrte
Takte bringt dein Lied
du bist ein fremdes Glied
geworden und geblieben
hier kein Grund dich zu lieben
dort keiner zu achten
leer sind die Frachten
versinkender Schiffe
im Meer der Begriffe

Sag mal wer kennt dich
für wen bist du wichtig
aus irrer Rache
bist Stiefkind der Sprache

Budapest, 1987

Valeria Koch
Wir melden gehorsam

Leben, Frau Lehrerin,
wir melden gehorsam:
„Wir fehlen allesamt,
ein jeder fehlet anders.“

Ein Licht geht auf
im Klassenzimmer – das Licht
unsrer Erfahrung.

Denn wir fehlen und zwar anders
als vor zwanzig Jahren.
Frau Lehrerin, wir waren.

Zwei von uns sind drüben:
sie kennen keine Not,
wieviele von uns üben
das Ringen mit dem Tod,
also mit dir: Leben?
Ja, wir zeugen Kinder,
um sie dir zu geben,
frei, mehr oder minder,
ja, wir bauen Häuser auf
und ab unsre Freundschaften,
und trösten uns obendrauf,
daß wir's dennoch schafften,
ja, wir sind ganz tüchtig
im Heilen, Handeln, Züchten,
und wehren uns fast richtig
vor bösen Gerüchten.

Doch wir fehlen allesamt,
wir fehlen für einander,
anwesend in uns das Licht –
Frau Lehrerin,
wir melden gehorsam.

1987

Valeria Koch

Wo die Schlitten sausen

Du stehst am Fenster im neunten Stock der Großstadt. Draußen fällt in dichten Flocken der Schnee. Glückliches, ruhiges Wallen, Bescheidenheit in Scharen – meldet sich der romantisch angehauchte Schöngeist in dir. Weiß für einige Minuten, eisiger Matsch, Verletzungsgefahr – setzt sofort der erfahrene Realpessimist entgegen. In dir, natürlich. Wie immer. Zu einer dialektischen Synthese kommt es – wie meistens – auch diesmal von außen: Kinder eilen mit Schlitten zum einzigen Hügel der Umgebung. Und schon fliegen die ersten Schneebälle, wächst der dicke Schneemann, sausen die Schlitten. Kälte, Naßwerden, Hinfallen gehören mit dazu: zum Erlebnis Winter, zum Genuß Schnee. Kinder grübeln nicht. Sie handeln. Wie einst auch du. Erinnerst dich noch an die schneebedeckte Zeit deiner Kindheit? An die prächtigen Hügel, Berghänge und Täler deines Heimatdorfes? Sie alle waren von Natur aus fürs Rodeln erfunden, keine Kunstgebilde, wie dieser städtische Hügel da vor deinem Fenster. Denn dieser Hügel inmitten des Parkes ist Produkt der Gebietsplanung, verdankt seine Geburt einem wahrscheinlich kinderfreundlichen Ingenieur, der als Knabe sicherlich selbst gern gerodelt hat. Für Hunderte von Flachlandkindern des neuen Wohnviertels ließ dieser gute Mensch aus Schutt, Steinen und Sand einen Hügel zum Schlittenfahren erheben. Das schmale, holprige, zweimannhohe Gelände wurde zur Lieblingsstätte der kleinen Rodler. Wenn auch winzig, ist es ihre Gleitbahn. Ihr Hügel.

Wie die deinen waren? Die Mehrzahl ist hier angebracht, denn du hast sogar drei Rodelplätze gehabt. Der eine Hügel befand sich ganz in der Nähe eures Hauses. Er war zweifelsohne die gefährlichste Gleitbahn. Sie führte nämlich über den Gehsteig und einen zugefrorenen Graben weit über die Straße. Keiner von euch hat die ständige Drohung wahrgenommen. Oft seid ihr, du und deine Kameraden, erst beim Aufblinken der ersten Sterne nach Hause gerast, verfroren, todesmüde, klitschnaß, vom Hunger getrieben. Was eure Mutter dazu sagte? Wenn sie auch ein böses Gesicht machte, war

sie immer wieder froh, euch in einem und im Ganzen wiedersehen zu können. Euer Schutzengel mußte damals harte Schichten haben...

Die zweite Rodelbahn war weniger gefährlich, dafür aber leicht morbid. Sie begann nämlich oben am (nicht selten auch im) Friedhof und endete vor der Kirche. Die schöne, sonst stille Kastanienallee – der Weg zum Friedhof – hallte in schneereichen Winterzeiten vom Geschrei und Jubel der Schlittenfahrer wider. Damit sich die Toten nicht langweilen, habt ihr ihnen Schneemänner gebaut, Lieder gesungen. Purzelte einer von euch vom Schlitten, mußte er den Toten spielen. Ihr habt ihn auch „begraben“: mit Schnee bestreut, halbverstandene lateinische Begräbnisformeln murmelnd. Solang das Reich der Toten als Spielplatz dienen kann, sind Sterben und Angst freundliche Begriffe. Wo aber ist schon der Schnee vom vergangenen Jahr?

Am Rande des Dorfes, neben einem jungen Tannenwald führte ein steiler Weg in die Weingärten. Vis-à-vis, im letzten Haus des Dorfes, wohnte deine Oma. Von diesem schmalen Bergweg konntest du fast bis zu ihrem Gartentor rodeln. Nach den großen Schlittenfahrten am vereisten Waldrand bist du dann oft bei der Oma gelandet. In ihrer vertrauten Küche konntest du deine Füße wärmen, die nassen Handschuhe trocknen und als Krönung deiner Expedition gebratene Äpfel und Kürbis essen. Später, als du schon größer warst, bevorzugtest du mit deinen Kameraden diese lange, steile Rodelbahn. Die zwei anderen hast du einfach ausgewachsen. Hier fielen schon Worte über Beruf und Liebe, und nicht immer der Wind war's, der die Wangen errötete.

Du stehst am Fenster, schaust den rodelnden Kindern zu. Was für Erinnerungen werden sie mal vom Schlittenfahren haben?

Nikolaus Márnai-Mann

Meini Mundart

Mei liepschti Sproch is mei Muttersproch,
In ter schreiw ich halt far jung un alt,
Alii Jahr solank ich lewe noch,
Solank mei Schwoweherz wert kalt.

Unsri Mundart is halt so pestellt,
Taß alli teitschi Leit sie verstehn,
Un redscht iwer alles uf tr Welt,
So werscht tu un sie nie unerkehn.

Ti Sproch is Zukunft un Verkankenheit,
Sie is far uns tes tägliche Prot,
Sie allonich prinkt uns ti Einichkeit,
Rede mer sie net, tann sei mer tot.

Es kewe a welchi in tr Ferne,
Far teni is ti Mundart net varnehm,
Sie hen halt tes Schwowischi net kerne,
Weil ihri Zunge is so schwer wie Lehm.

Un schenge sie Wasser ein, ich tenge,
Trum schau sie halt traurich ufs Klas triwer,
Pei uns Schwowe kipt's viel pessri Tränge,
Tr Pecher laaft pei uns vum Wein iwer.

Mer schwätze schwowisch peim kudi Tropfe,
Un singe halt unsri aldi Lieder,
Ti andri nicke halt mit ihrem Kopfe,
Un hocke weider mit kaldi Klieder.

Ich pin halt nar a Schwowedichter,
Vun Arweit un Lied wert mer kar net alt,
Solank sie leichte wie ti Lichter,
Solank sein Schwoweherze kar net kalt.

(Almasch, 1976)

Josef Michaelis

Aufrstehung

Tie Lisi war e andlich Weib
had an Gott keklabt mid Seel un Leib,
ad niemols a ko Meß vrapßt,
in dr Kerich war sie en strengr Kast.

Sie hod ned trin im Tarew kwohnd
tie Muhl war weid, toch hod sich s klohnd,
tarich Wertschaft war tr Ham a Keld,
sie war so klicklich uf tr Weld.

Mid tr Kih war toch am menst zu to,
had kfitrt, nod war tie Milich tro,
jedn Marichets is sie ins Tarew kloffe,
is pinklich in Milichvrein eigetroffe.

Toch tiesmol is es anerscht kscheche –
uf n Huttr had man niemand kseche,
en plaiche Newl war iwral,
tie Keched war so pußtekahl.

Es war schun Windr, ohne Schnee,
tie Luft war peisich wie dr Kree,
tie Sunn war nar en weiße Fleck
un tungl war uf n jedn Eck.

Tr Weg fihrt tarich en Kerichhow –
tie Kräwr ware noch im Schlow
alles hod so still sich kscheind,
als jedr noch im Pett wär heind.

Lisi war vrtieft in dr Ktange
– an dr Kräwr hun aide Kränz khange –

sie had anrwuchi kar ned kseche,
ihre Milich häd mr känne stehle.

Langsam is sie zum Knocheloch kumme,
– tes hun sie far alde Knoche knumme –
omol hert sie es rapplt schrecklich:
en Keist steicht raus kanz ald un täpplich.

»Jesus! Maria! Tie Tode lewe!
Tr Herr hod ne es Lewe kewe,
unsr Gott hald heind es letzt Kericht,
is gleich aus mid tr Ertekschicht.«

Tie Kandl hod sie weid wekkwarwe,
is pal vum Schrecke pletzlich kstarwe,
– tie Milich is krunne in tausend Trope –
sie hod laud kjämmert wie e Poppe.

Lisi Pas is schnellr krennd,
war hart ufkrecht, hod weidr kflennd,
had Kreiz kmacht un vum Gott vrlangt,
taß sie kon Todekeist jetz fangt.

Schun zwa Minute sin vrkange,
ihre Zäh hun kschlapprt wie e Zange,
zum Klick war to es Tarewend,
sie hod ketankt mid alli Hand.

Tie Häisr ware a noch finstr –
had ogeklopft am erschte Fenster:
»Michl Vettr! Kummd schnell vum Haus!
Tie Tode steiche vun dr Kräwr raus!«

»Was is to trauß tr kroß Krawall?
Tu pist s, Lisi? Was licht tei Kall?«
»Tie hod pisher awr nie ned kloche«,
tenkt r, er mißt sich toch e pißl ploche.

Had kschwind sei Hose ogezoeche,
heind hod r toch ned so kud kschlowe,

gleich is r in die Scheir kange,
had ksucht sei Sense un e Stange.

»Mir sin zu wenig, muß Helwr ruwe:
mei Nochpr arwede in dr Kruwe,
tie sen echt kuraschiertr Leit,
tes zeiche hun sie tie Klecheheit.

Wend!! Seppi! Kummd mol her!
To wär e Arwed – is awr schwer:
Tie Tode sin vum Krab rausstiche,
pringt schnell e Kawl un tod ned liche!«

Wend! had sei Kawl khold vum Kras,
tr Seppi had schun pal tie Fraß.
Michl hod ksad: »Jetzt sin mr starig,
mir were kwinne odr kehn mr tarich!«

Tie vieri sin kschliche tr Reihe noch
Mitte dr Hohl schun uf n Kerichhow –
alles war ruhig, uf n Weg war niemand.
Hun sie sich vrsteckt in dr Schand?

Okrirt ware ned tie Kräwr.
»Mir mißte mol toch weidr, nächr«,
had Wendl kmond, »wu is es Loch?
Vleicht hupse sie tart immr noch.«

Es Knocheloch war leer, ohne Keist,
to war kon Tode, ter mid Scholwe schmeist.
Ter Seppi hetzt: »Wu sin tie Tode?
To is kon Mensch, wen selln mr froche?«

»Tart schaud mol hie! Wu dr Newl steicht!«
had Lisi kflistrt. »Er is ned weid.
Tod Stange, Sense, Kawl krechle,
nod kennd r en Keist e pißl prichle.«

Pal hun sie ihn im Kringl ketruckt,
– var Ankst had jedr kroße kschluckt –

sie wolde schun en Hipp hieschlache,
jetz hun sie kseche, tr Keist tod rache.

»Oh, kude Leit! Seid r verruckt?
Was wolld r vun mir so ufkezuckt?
Kennd r mich ned? Ich pin dr Schäwr,
ich kumm vum Kerichhow, vun dr Kräwr.«

Tes sakt tr Keist un pleipt kleich steh,
tie anre wolde tie Kschicht ned vrsteh.
Was sucht en Schäwr uf n Kerichhow
fruh marichets ohne Hund un ohne Schow?

»Kestern war ich uf n Setschr Marig,
ins Werthaus nei, tes war mei Sarich,
pis oweds spod hun ich ketrunge,
en Rausch zamlese – tes is mr klunge.

Hamzus is e schwer Wettr kumme,
en Wolgepruch is karstich krunne,
ich war nod krad uf n Kerichhow –
Wuchi jetz schnell? Tes war tie Froch.

In Moment is mir tie Krufte eikfalle –
To kennst tich e pißl a ufhalde –
Hun ten Teckl runrkschowe,
pin nei ins Loch – to kennd mr a schlowe.

Ich hun mich hieklecht uf mei Bunde,
hun hald kwart, vleicht a noch Stunde,
awr tr Rausch war kroß, ich war a mid,
mich hun tie alde Knoche khid.

Marichets pin ich nod rauskschluppt,
– mei Seide hun tie Knoche ketruckt –
wolld mol endlich ham zum Weib,
had mich ketummelt, tr Weg is weid.

Un omol seid r mid Sense kumme,
had pal mei Tapfrkeid a knumme,

ich was noch jetz ned was tr wolld:
ich hun ko Keld un hun ko Kold.«

Lisi had sich schnell vrtufft,
tie Männr hade ungrisch kflucht,
tr Schäwr had klacht, mid n volin Ksicht –
na, so is kscheche tie kanzi Kschicht.

1981

Josef Michaelis

Das Lamm und der Esel

Irgendwo auf der Welt, am Rande eines kleinen Dorfes, in einer großen Herde, lebte einmal ein schwarzes Lamm. Es ging ihm gut, den ganzen Tag durchstreifte und beweidete das Lamm wie die ganze Schafherde die feuchte Wiese, trank am rieselnden Bach vom kühlen Wasser und bähete, wenn es dazu Lust bekam. Der Schäfer nahm das Lamm oft auf seinen Schoß, streichelte seine weiche Wolle, und die Schäferhunde jagten es auch nicht herum. Doch das Lamm war mit seinem Schicksal unzufrieden. Ihm gefiel nämlich seine und somit auch die Sprache der Schafe nicht. Als es darüber mit den anderen Schafen sprach, wurde das Lamm immer ausgelacht.

„Warum wäre unsere Sprache nicht gut?“ blökten sie. „Jedes Tier ist doch mit seiner Sprache zufrieden, nur alleine du nicht.“

Das Lamm beneidete aber die Vögel um ihre feinen Stimmen und ihre wunderbaren Lieder. Besonders das Lied der Haubenlerchen gefiel ihm. Immer, wenn es ihre Stimme hörte, klopfte sein Herz lauter.

„Wie schön tirilieren sie“, bähete es zu solcher Zeit, „wenn ich nur die Sprache der Lerchen sprechen und ihre schönste Lieder mit ihnen singen könnte!“

Der Esel graste in der Nähe. Zwar verstand er die Sprache des Lamms nicht, sein trauriger Blick, wie es den fliegenden Lerchen nachblickte, sagte dem Esel aber alles. Er nickte mit seinem Kopf und führte das Lamm in ein nahe gelegenes Wäldchen, wo die Schule der Vögel war. Hier übte das kleine Federvieh seine Sprache und Lieder. Der Sprachlehrer Papagei, der mehrere Sprachen beherrschte, hielt den anderen Vögeln gerade eine Stunde.

„Na, was hast du vor?“ fragte er das Lamm, denn er konnte ein bisschen die Sprache der Schafe sprechen.

„Ich möchte die Sprache der Lerchen erlernen“, bähete es.

„Wenn du fleißig lernst, kann dein Wunsch vielleicht in Erfüllung gehen. Komm morgen in die Schule!“ sagte er und dachte:

„Das wird keine leichte Aufgabe werden, denn bei jemandem mit einer solchen sonderbaren Stimme kann auch ich keine Wunder tun.“

Am anderen Tag, nach dem morgendlichen Grasens, als die Schafherde im Schatten ruhte, ging das Lämmchen in die Schule. Der Herr Sprachlehrer vertraute den neuen Schüler seinem Hilfslehrer, dem Sperling an.

Über Monate bemühte sich das Lamm fleißig, aber seine Stimme und seine Sprache glichen noch immer nicht denen der Lerchen, von ihren Liedern ganz zu schweigen.

„Es wäre vielleicht besser, wenn du ins Lerchenland gehen würdest.

Dort könntest du ihre Sprache von morgens bis abends studieren“, empfahl ihm der Sprachlehrer.

Das Lamm bat seine Eltern um Urlaub und brach in Richtung der breiten Wiesenmitte auf, wo die Lerchen lebten. Das Reich der Lerchen war immer laut vom Schwirren und Singen. Von nun an hörte es den ganzen Tag hindurch ihre Sprache. Nach einer kleinen Weile konnte man schon einen gewissen Erfolg feststellen: das Lamm bähte mit höherer Stimme! Der Sperling, den auch der Esel immer begleitete, besuchte von Zeit zu Zeit das Lamm, das inzwischen herangewachsen war. Eine bemerkenswerte Entwicklung in den Sprachkenntnissen des Schafes konnte er aber nicht feststellen.

„Ich möchte mich in diese Sache nicht einmischen, aber ich meine, du wirst nur dann die Sprache der Lerchen erlernen, wenn du deine eigene vergisst. Dann hast du nämlich in deinem Kopf mehr Platz für die neuen Wörter“, empfahl ihm der Esel und der Sperling übersetzte das auch für das schwarze Schaf.

„Du magst Recht haben“, sagte das Schaf zum Esel.

Seit jener Zeit blökte es gar nicht mehr, und bald vergaß das Schaf seine eigene Sprache ganz. Das schwarze Schaf verstand aber die Sprache der Lerchen nicht und sie verstanden auch seine Stimme nicht. Es war nichts zu machen, nach einer Zeit ging es nach Hause. Als es wieder im kleinen Dorf, im Hürdenlager war, verstand es keinen, auch seine Eltern nicht. Sie weinten oft darüber. Das schwarze Schaf konnte mit keinem sprechen, es musste den anderen alles zeigen wie ein Erznarr. Damit man es wieder verstehen und es jedem seinen Kummer und seine Not erzählen konnte, musste das schwarze Schaf wieder zu seiner eigenen Sprache finden. Zum Glück ging das viel schneller als das Studieren der Lerchenstimme. Bald durchstreifte es aufs

Neue die Wiese und bährte froh zusammen mit den anderen Schafen. Nun war es erwachsen geworden und wusste aus eigener Erfahrung ganz genau:

Es ist wichtig, dass man die Sprache der anderen spricht, vielleicht ist sie auch noch schöner als die eigene, aber der größte Schatz für jeden ist die ererbte Muttersprache, die man auch für immer verlieren kann!

Josef Michaelis

Der Hirsch und der Wolf

Einst, als die Raben noch nicht krähen konnten, geschah es einmal, dass die Tiere sich auf einer glockenblumenblauen Waldlichtung versammelten, um einen König zu wählen. Sogar die Pinguine und die Eisbären kamen aus den Schneefeldern, die Kamele aus den Wüsten, die Haifische aus der Meerestiefe. Der Tag brach an, aber die Versammelten konnten nicht entscheiden, wer der König werden sollte.

„Den Elefanten müssten wir wählen, weil er der stärkste unter uns ist“ schlug der Löwe vor.

„Ich würde den Pfau am liebsten auf dem Thron sehen, weil er der Schönste auf der Welt ist“ gackerte aufgeregt die Gans und ging geziert herum.

„Der Gepard soll unser König werden, weil er der schnellste ist“, murrte das alte Nashorn und wühlte wild die Erde auf einem Maulwurfshügel.

„Ich bin anderer Meinung“, sprach mit honigfeiner Stimme die Lerche, „die Eule hat die Krone verdient, sie hat uns immer mit Rat und Tat geholfen.“

„Der König soll auch schwimmen können“, rief die Riesenschildkröte und trommelte auf ihrem Panzer.

Da stellte sich der Wolf auf einen umgefallenen Eichenbaum und sagte folgendes:

„Liebe Freunde! Ihr müsst einen König wählen, der stark, schnell und schon ist, nebenbei auch schwimmen kann. Ich kenne nur ein solches Tier auf dieser Welt den Hirsch!“

Die Tiere schauten einander zuerst an, dann aber war der Beifall so groß, dass sich die Blätter der Buchen und Ulmen wie im Sturmwind bewegten.

„Der Hirsch soll unser König werden! Wo ist er?“ riefen alle.

Nur der Fuchs grübelte, warum der Wolf den Hirsch zum König empfohlen hatte, konnte es aber nicht herausfinden, so sehr er auch nachdachte. Da trat der

Erwähnte in die Mitte der Waldlichtung. Neugierige Augen verfolgten jeden Schritt des Hirsches. Herrlich schaute er aus. Die schlanken Beine trugen einen harmonischen Körper, aus dem Kraft strömte. Seine weiche Rotmarmorhaut schimmerte in den ersten Strahlen der erwachenden Sonne. Das Känguru legte dem Hirsch den Krönungsmantel um, der Fuchs setzte ihm die Krone, die aus Baumzweigen gefertigt war, mit folgenden Worten auf den Kopf:

„Diese Krone ist Sinnbild der Macht und Zuversicht. Wenn du dich gegen dein Volk vergehst, wird sich die Krone verknöchern. Und dann wirst du deinen Kopfschmuck abwerfen, doch jedes Jahr wird er aufs Neue nachwachsen, solange du lebst.“

„Der König versprach heilig, dass er sich an das Gesetz des Waldes halten würde. Er ernannte gleich den Wolf zum Ratgeber. Und so geschahen sonderbare Sachen im Lande. Der Fasanenhahn verkündigte, dass er den Hasen schon seit Tagen nicht gesehen habe. Am folgenden Tag wurde übers Verschwinden des Fasans gesprochen. Den Rehbock verließ seine treue Geiß, ohne dass sie von ihm Abschied genommen hätte. Aus dem Haselbusch wurden zwei Bachen als verschollen gemeldet. Und tagtäglich bekam der Hirsch solche Nachrichten. Umsonst fragte er den Wolf, der antwortete immer nur das Gleiche:

„Sicher sind sie auf einem Verwandtenbesuch, es ist ja Sommer.“

Der vertrauensvolle Hirsch glaubte jedes Wort, was sein Ratgeber gesprochen hatte und hörte die anderen nicht an: Dreimal meldete sich der Fuchs, um seine Vermutungen mitzuteilen, dreimal blieb seine Bitte unerhört. Die Tiere hatten die Hilflosigkeit aber satt und wollten den Klagen ein Ende setzen. Besonders der Fuchs, der sich seiner Sache schon sicher war.

In einer Nacht legte er sich mit seinen Freunden in nächster Nähe des Hühnerlagers in den Hinterhalt. Sie brauchten gar nicht lange zu warten. Auf einmal wurde ein langer Schatten sichtbar. Die auf der Lauer liegenden erkannten den Ratgeber.

„Jetzt haben wir dich“, rief der Fuchs und warf sich mit allen anderen auf den Wolf. Sie führten ihn gleich vor den Hirsch.

„Hier ist der Verbrecher! Ich habe auch Zeugen“, sagte der Fuchs. Der König musste alles glauben.

„Bindet ihn an den umgefallenen Eichenbaum! Morgen in der Früh werde ich das Urteil verkünden“, sprach der Hirsch.

Die Tiere banden den Isegrim an den Baum und gingen schlafen. Der Fuchs schlich weiterhin um die Eiche herum.

Es war schon Mitternacht, und die Sterne hingen wie reife Früchte am Himmel. Der König war allein. Er wusste, dass er selbst für die Vorfälle verantwortlich war und wollte somit auf Beschuldigungen nicht warten.

„Gemeinsam müssen wir fliehen, so sind wir stärker“, dachte er.

Im Mantel des Zwielfichtes schlüpfte er zum Baum und schnitt den Strick des Wolfes durch. In diesem Augenblick verknöcherte sich die Krone und wurde zum Geweih. Auch der Fuchs war auf der Hut, alarmierte die Schläfer, und so nahmen sie die Flüchtlinge fest.

Am anderen Tag sah jeder, was in der Nacht geschehen war. Den Wolf sperrten sie in eine Schlucht, den Hirsch jagten die Tiere fort. Seitdem haben sie keinen König.

Der Hirsch flüchtete in einen tiefdunklen Wald und erscheint seitdem in der Oktoberzeit, um seinen großen Kummer in die Welt zu röhren.

Josef Michaelis

Die Steinschnecken von Willand

Vor langer, langer Zeit, als noch mächtige Farne auf dem Schwarzen Berg wuchsen, war die Umgebung des Willander Gebirges vom Meer bedeckt.

An der Schärenküste lebte ein armer Fischer mit seiner Tochter, mit einer vergissmeinnichtschönen Jungfrau. Seine beiden Söhne und seine Frau wurden einst von den Wellen des stürmischen Meeres fortgerissen. Allmorgendlich fuhr der Alte mit seiner Barke hinaus zum Fischen, und als er mit dem Fang zurückkam, bereitete seine Tochter das Essen zu oder trocknete die Fische in der Sonnenglut. So lebten sie von Tag zu Tag. Von der Schönheit der Fischerin hörte auch der Schlossherr, der auf dem Berg Szársomlyó, in einer Nahe gelegenen rabenschwarzen Burg wohnte.

Eines Tages, als der Fischer ins Nachbardorf Pech holen ging, um seine Barke auszubessern, ließ der Burgherr die Tochter durch seine Schildhalter entführen. Aber weil das seeblauäugige Mädchen nicht seine Geliebte werden wollte, stieß er sie in eine nebelfeuchte Grube unter die Frösche.

Am Abend, als der Alte zur Hütte zurückkehrte, war diese leer. Umsonst suchte er sie überall: an der steil abfallenden Küste, in Felsenrissen, am sandigen Ufer – die Tochter war verschwunden. Weil am selben Tag ein schwerer Sturm über die Küste wütete, dachte er daran, dass sie im Meer den Tod gefunden habe. Da wurde der Fischer sehr traurig. Tagelang saß er am Ufer und stierte die auf den Felsenkämmen zerspringenden algengrünen Wellen an.

Eines Tages, als er im Sand die Zeit versaß, kam eine steinalte Frau vorbei.

„He, Alter! Könntest du mir nicht eine Handvoll Zehrung geben?“

„Gerne. Kommen Sie mit in meine Hütte“, antwortete er.

Der Fischer überreichte ihr getrocknete Fische und brach ein großes Stück vom Schwarzbrot ab. Mit gutem Appetit aß die Frau, nicht ein einziges Krümchen blieb auf dem Tisch.

„Dank ist der Welt Lohn“ sprach sie. „Ich bin die Seehexe. Habe aber keine Angst. Ich weiß, dass du den Kopf wegen deiner Tochter hangen lässt. Sie lebt, und ich helfe dir, sie wiederzufinden.“

Das Gesicht des Fischers strahlte vor Freude.

„Kann das wahr sein?“ jauchzte er. Umsonst quälte der Alte aber die Hexe mit Fragen, mehr verriet sie nicht.

„Bring mich auf die Teufelsinsel, dort werde ich dir alles sagen.“

Als sie ankamen, stieg die Hexe aus der Barke und sagte:

„Ein Fluch liegt auf deiner Tochter. Rudere also zur Küste, und immer, wenn Ebbe ist, sammle Schnecken, sieben Tage, sieben Nächte lang! Am Abend des siebenten Tages zerstreue sie in den Sand und auf die Felsen! Noch an demselben Tag, um Mitternacht, geh zum weißen Gipfel und verstecke dich! Dann wirst du deine Tochter treffen. Rede sie aber nicht an, sonst wirst du sie nie wieder sehen! Wenn du alles so tust, wie ich dir geraten habe, kann ich deine Vergissmeinnichtschöne vom Fluch erlösen.“

So sprach die steinalte Frau und verschwand im wallenden Nebel. Der arme Fischer ruderte ans Ufer zurück und machte alles so, wie es die Hexe empfohlen hatte. Er sammelte Schnecken zu einem Haufen. Am siebenten Tag trug er sie mit saurem Schweiß in die Umgebung seiner Hütte und zerstreute sie. Dann versteckte er sich hinter einem Felsen. In kurzer Zeit zeigte der Stand der Gestirne Mitternacht. Auf dem Gipfel zeichneten sich bald zwei Gestalten am hellgrauen Hintergrund des Himmels ab. In der einen erkannte der Fischer seine Tochter. Als sie näher kamen, hörte er ein aufgeregtes Gespräch:

„Nun habe ich deine Bitte erwährt, habe dich zu deinem Elternhaus geführt. Sei meine Geliebte!“

„Nie werde ich deine Buhlin!“ sprach die Jungfrau mit fester Stimme, „vor meinem Tod wollte ich bloß noch einmal die Hütte meines Vaters sehen“. „Meine brave Tochter! Ich komme!“ rief kraftlos der Alte, und fing an die Höhe zu erklimmen.

Die Wogen brandeten aber zu laut ans felsenreiche Ufer, und die oben Stehenden hörten kein einziges Wort. Einmal hörte der Fischer einen Aufschrei, und

sah, dass der Fremde sich der Tochter näherte, sie umarmen wollte, doch sie riss ihn mit aller Kraft in die Tiefe.

Der Alte verlor ob des Geschehenen die Besinnung. Als er zu sich kam, ging er zu seiner Hütte und steckte sie in Brand. Stundenlang schaute er in die hahnroten Flammen und langsam wurde er wahnsinnig. So wanderte er dann von Dorf zu Dorf, Tag für Tag, bettelte von Haus zu Haus und erzählte eine verworrene Geschichte über eine Jungfrau und über irgendwelche Schnecken, solange er lebte.

Dann verschwand allmählich das Meer. Ein Lindenbaum wuchs und ein Kelterhaus steht auf jenem Platz, wo sich die Vergissmeinnichtschöne in die Tiefe stürzte. Weintrauben lassen dort jedes Jahr in der Septemberzeit ihr malvenrotes Blut aus der Presse laufen, als Mahnung an diese traurige Geschichte.

Der Ort wird vom Volksmund Jungfraugipfel genannt. Später bekam er aber seinen Name von einem Grafen, der hier früher viele Weingärten hatte. Jetzt heißt er „Somsich“.

In der Umgebung des Gipfels, unter der Moosdecke liegen heute noch Tausende von versteinerten Schnecken.

Josef Michaelis

Entwicklung

sapiens
sex
homo sapiens
homo sex
sexuelle
Quelle
sexuelle
Welle

AIDS!

1989

Josef Michaelis

Legionäre aus Aquincum

*»Ein Mensch kann wohl sterben,
nicht aber ein Volk.«*

Gorki

Zaumlose
zigeunerhafte
Zeiten
zankten
miteinander
für das reiche
Raubgut
Die Einzeltaten
eurer Alltage
rannen
in den Boden
der Vergessenheit
Millionen
Mäuler
der Haaradern
saugten
euren letzten
Schweiß auf
Würmer bröckelten
die Knochensplinter
eurer Lebenskraft
zu fetten Erdklumpen
Der zerbrochene
Steinsarkophag
nur
streut jetzt
seinen Edelrost
ans Tageslicht

während
der bejahrte Fährmann
ein grünes As Geldstück
über
den Styx Fluß wirft
(während
einige Hilfsarbeiter
Bier aus Flaschen nippen)
während
die knorrigen Hände
eines römischen Steinmetzen
Zierden
ins Morgen stechen
für zwei
feinfühlende
gewesene

M_ENS^CH_{EN}.

Budapest, 1985

Josef Michaelis

Lenau

Wenn das Blau
den Morgen erweckt,
Wenn der Tau
die Wiesen bedeckt,
Wenn ganz lau
der Windhauch sich reckt

kommt Lenau.

(Schomberg, 1982)

Josef Michaelis

Sturmvolle Zeiten

Spülgut der Jahre
richtete in unseren Ohren
Dämme auf
gegen trübe Dogmenflut,
die Deiche aber brachen,
unsere Häuser stürzten ein,
heimtückische Strömungen zwängten
uns in Höhlen
des Schweigens –
Argusaugen der Fledermäuse
lauschten dabei
unseren verhaltenen Atem,
grauer Schimmel
fand Nährboden in unseren Beugen,
auf unserer Stirn
ließen sich Parasiten nieder –
Die Jahre hindurch
staute sich unsere Bitterkeit
zum Bergbach,
aus dem Steinsalz unserer Tränen
wuchsen Tropfsteine,
auf unserer Zunge
schlug Salpeter aus –
Wir warteten,
wiegen uns in Launen
des Messianismus
und taten,
was wir tun konnten...

Noch schmerzt das Wort...

1987

Josef Michaelis

Wege durch Schluchten

Der Regen strömte. Schon seit Tagen regnete es in einem fort. Die Gräben füllten sich bis zum Rande mit Wasser.

Der Kalender zeigte den Monat Juli 1947.

Der Wind brachte das Rädergeknarre eines Wagens immer näher. Manchmal knallte eine Peitsche. Bald taten sich die Umrisse eines Ochsenwagens auf. Der Wagen war vollgeladen: Eine Truhe und ein kleiner Kasten waren leicht zu erkennen. Die Räder versanken tief im lehmigen Boden. Die Möbelstücke waren mit Katzen zugedeckt, die jetzt einem Schwamm ähnelten. Auf dem Wagen saßen ein Mann mit Hut und eine junge Frau im Faltenrock, die ein eingemummeltes Kind hielt. Ein alter Regenschirm schützte sie vor dem Regen. Die Ochsen betraten jetzt den schmalen Hohlweg, konnten aber nur mit großer Anstrengung vorwärtskommen. Sie versanken tief im Matsch.

„Es ist schad far tie Ochse“, murmelte der Bauer. Der Regen strömte unaufhörlich weiter. Die Ochsen schreckten plötzlich zurück. „Na! Los! Rihrt aich toch!“ Die Tiere bewegten sich aber trotzdem nicht. „Ich steig ap“, sagte der Mann und landete in einer Pfütze. „Himmel und Hell!“ fluchte er. „Was ist denn los, Josef?“ fragte die Frau erschrocken. Josef tastete sich mit dem Peitschenstiel an den Ochsen nach vom. Nach ein paar Schritten ertastete er glitschige Masse. „Tu liewr Gott! Sind die Hohlwegseide eigsterzt?“ Tatsächlich, herabgestürzte Erde verhinderte den Abfluß des Regenwassers. Das Fuhrwerk konnte weder vorwärts, noch rückwärts! Josef warf seinen Hut zornig in das rauschende Wasser. „Tes had nar noch kfehd!“ tobte er. „Was werd jetzt?“ verzog Anna ihren Mund zum Weinen. Josef kam zurück, streichelte die Tiere, Vitéz und Sudár, von deren Rucken kleine Quellen sprudelten. Hilfe nirgendwo. Das Dorf war auch weit, und zurück durften und konnten sie sowieso nicht.

„Es pleipt nar ones“, sagte der Mann. „Mir spanne erscht tie Ochse aus, packe tie Mebl runr, nehme ten Wache auseinanr. Tes Unrkstell lenge mir um. Nod misse mir alles umgekehrt mache. Und wenn mr Glick hun un den Pergkipfl erraiche, vleicht kenne mr noch far Marichets in tie Stadt kumme.“ Anna brach in Tränen aus. „To ned flenne! Bet liewr und nod kumm helwe!“ Und schon kramte der Mann aus einer Ecke des Wagens eine Sturmlampe hervor und zündete sie an. Die Frau suchte eine dicke Pferddecke und baute in einer hohlen Seite der Schlucht für ihr Kind ein kleines Lager. Zum Glück wachte es nicht auf. Der Regenschirm stach sie in die Erde seitwärts vom Weg zur Tonerdewand. Der Mann spannte Vitéz und Sudár aus dem Joch, nahm die Ringe aus ihren Nasen und band sie an einen an der Hohlwand gewachsenen Hollunderbusch. Auf ihre Rücken warf er je eine nasse Kotze, damit sich ihre Körper nicht so abkühlen. Vor die Ochsen streute Josef ein wenig Heu.

Wortlos machten sie sich ans Abladen. Die Frau schützte sich vor dem Regen mit einem Wachsleinenmantel, der Mann hatte weder einen Mantel noch einen Schirm. Nach einigen Minuten war er bis auf die Haut naß. Und der größte Teil der Arbeit lag noch vor ihnen. Josef zog sich bis auf die Unterhose aus und stülpte sich einen Sack über den Kopf als Kapuze. Er nahm erst die beiden Schragen vom und hinten herunter. Das Runterholen der Truhe machte viel Mühe, weil sie nicht an die Truhe herankonnten. Außerdem war sie schwer. Anna konnte sie kaum tragen. Mehrmals rutschten sie im Schlamm aus. Mit dem Schrank – der in dieser Gegend nur Prodkästl genannt wurde – hatten sie auch nicht leicht.

Danach hob Josef die beiden Bodenbretter heraus, montierte die vier Wagenleisten ab, und hob die zwei Seiten des Wagens herunter. Jetzt war noch die Deichsel übrig. Als er auch sie in Sicherheit gebracht hatte, stand ihm noch der schwerste Teil der Arbeit bevor. Josef mußte auf einem schmalen Platz mit knappen Bewegungen den Wagen von vorn nach hinten, nach links und rechts umlenken. Er lenkte ihn Zentimeter um Zentimeter zurück. Das Manöver dauerte fast eine halbe Stunde, aber am Ende schaute die Deichsel auf den Gipfel des Hügels. Jetzt setzten sie in umgekehrter Reihenfolge die Zubehöre des Wagens auf, dann kamen das „Prodkästl“ und die Truhe auch auf ihre Plätze. Es war eine Stunde vergangen. Josef wischte sich die regen- und schweißnasse Stirn ab, aber mit dieser Bewegung verschmierte er nur den Schlamm

auf seinem Gesicht. Dann seufzte er: „Es scheint mir, Anna, tr Gott hod uns aus tiesr rohe Lage rauskholwe.“ Anna bekreuzigte sich wieder, dann ging sie das Kind holen, das von dem ganzen Mühsal nichts wahrgenommen hatte, und legte es auf den Sitz hinauf. Danach watete sie mit der jetzt nur noch blinzelnden Sturmlampe zu den Ochsen, damit das Vieh den Weg besser finden könne. Josef stieg auch nicht auf den Wagen, auf dem Weg schreitend führte er die Ochsen an den Zügeln.

Das Wetter war im Abklingen, und in der Feme, hinter den Wolken kamen zwei-drei Sterne hervor. Ein mildes Lüftchen erhob sich aus dem Süden und trocknete die Haut des Mannes ein wenig.

Nach mehreren Ansätzen und mit Rutschen und Schieben erreichten sie den Gipfel. Vitéz und Sudár dampften vor Schweiß und Regentropfen und vor Anstrengungen. Josef streichelte die beiden bewährten, jetzt müden Ochsen, dann warf er sich eine Kotze über und kletterte auf den Wagen neben seine Frau. Sie fuhren auf den steinigem Weg hinaus. „Jetzt ist schon egal“, dachte der Mann. Die Ochsen zogen an. Nach dem schweren Vorwärtskommen auf dem Lehm Boden schien es, als flögen sie. „Es ist klunge!“ flüsterte die Frau und schmiegte sich fest an ihren Mann. Ein vages Lächeln zog sich über Josefs Gesicht.

Vom Himmel schwanden die schweren Wolken und die Sterne blitzten wie Opale. Er dachte daran, daß Milliarden Sterne am Himmel genug Platz haben, um in Frieden zu leben, hier auf der Erde jedoch können sich einige Millionen Menschen nicht vertragen.

Am Horizont zog langsam die Morgenröte auf, und Josef hätte die Kirchtürme der nahen Stadt wahrnehmen können, wenn er nach vorn geblickt hätte. Sein Blick blieb aber an einer Haubenlerche haften, die sich vom Rande des Weges in die Höhe hob. Nach einigen schüchternen Pfiffen begann sie eine Morgenserenade zu singen, und die Melodien klangen rein in der blauen Luft.

Josef folgte dem Vogel mit seinen Augen nach, bis er in der Weite verschwand. Dann blickte er noch einmal zurück auf den Weg und schlug zwischen die Ochsen.

(1985)

Valentin Pintz

Der arme Seppl

In die Küche bin i gangen,
Hab in Topfen einigschaut,
Hab gelecket,
Hab geschmecket:
Hat die Mutti
Mich gehaut.

In den Keller bin i gangen,
Hab ins Fässl einigschaut,
Hab getrunken,
Hab gesungen:
Hat der Vati
Mich gehaut.

In den Garten bin i gangen,
Hab die Apfel anigschaut.
Hab geropfet,
Hab gestopfet:
Hat die Schwester
Mich gehaut.

In den Stall bin i gangen,
Hab die Pferde anigschaut.
Bin geritten,
Bis inmitten
Mich eins runter
Hat gehaut.

Engelbert Rittinger

Verschiedene Verhältnisse

Es dämmerte nur ein Licht ganz fahl,
der Hahn machte sich grad ans Krähen,
als Bauer und Sohn beim ersten Strahl
zur Wiese gingen, damit sie mähen.

Den Kopf gesenkt, so ganz gleichmütig,
taumelten beide am Wege fort,
denn Leib und Seele waren schläfrig,
keiner sprach so ein einzig Wort.

„Werden wir heut‘ damit fertig sein?“
fragte beim Ziele der Bauer.
„Oh! Bloß ein Mann und ein Bübelein?!“
erwidert der Bursche sauer.

Am Abend hangen sie auch den Kopf,
es lastet des Tages Mühe drauf;
jetzt kommt die Frau mit dem vollen Topf,
da leuchten des Knaben Augen auf...

Der Bauer sagt, den Löffel fassend:
„Bewältigen wir auch das, mein Kind?“
Der Junge, schon auf's Essen passend:
„Ei ! So zwei Männer, wie wir sind?!“

Martin Anton Thomann

Der Tannenbaum

Die Dunkelheit bewegte sich hin und her unter den Vordächern der mit Rohr gedeckten Häuser, als die Großmutter ihre zwei Enkelkinder, den älteren Paul und dessen Bruder Toni, aufweckte.

„Kinder! Kommt schnell aus dem Bett und geht um den Christbaum! Jetzt ist es noch dunkel, jetzt sieht euch noch niemand! Eure Milch steht auf dem Feuerherd!“ sprach sie noch und zog die Tür hinter sich zu.

Paul war sofort wach, aber sein Bruder drehte sich erst jetzt auf die andere Seite.

„Toni! Toni!“ weckte der Ältere aufschreckend seinen Bruder, mit dem sie beisammen in einem alten, breiten Bett gelegen waren. „Stehe doch mal auf! Sofort wird es hell und dann können wir den Tannenbaum nicht mehr nach Hause bringen!“

„Ich komme schon“, lallte noch immer schläfrig der Jüngere, nachdem beide, im Finstern heruntappend, ihre zerstreuten Kleidungsstücke suchten.

Mit schläfrigen Augen beschleunigten sie ihre Schritte im bereiften, schnatternden Tagesanbruch. Vorne ging Paul in seinen plumpen Klumpen, die schon genügend verbrauchte rötliche Pelzmütze zog er über seine Ohren, und unter seinem langen, abgetragenen Wintermantel, der eigentlich seinem Vater gehörte, hielt er fest unter seine Achsel gedrückt das kleine, fein geschliffene Handbeil, womit sie den Tannenbaum unten am Stamm abhacken konnten. Hinter ihm schritt wortlos sein Bruder mit in die Hosentaschen gesteckten Händen.

Schnell ließen sie die sich schläfrig und faul hinstreckende breite und noch leere Hauptstraße hinter sich, und nach einer guten Viertel Stunde kamen sie schon zum Dorfende, wo rechts und links die kleinen, aus Lehm gebauten Häuschen sich so aneinander gekuschelt haben, als wollten sie ihre nächtlichen Träume einander erzählen.

„Und jetzt?“ winkte Paul mit einem fragenden Blick hinter sich.

„Hier müssen wir ein wenig rechts abbiegen, dort ist ein kleiner Weg, der führt gerade zu den Tannenbäumen“, sagte fast flüsternd der Jüngere und überholte mit schnellen Schritten seinen älteren Bruder.

„Und wenn jemand kommt?“ erfaßte Paul plötzlich Tonis Arm.

„Wer kann jetzt kommen?“ antwortete Toni mit großer Sicherheit. „Der Grätin ist es ganz egal, ob sie einen Tannenbaum mehr oder weniger hat.“

„Aber jetzt geben sie sicher besser acht auf die Baume“, machte Paul weiterhin Schwierigkeiten.

„Wenn du Angst hast, gib das Beil her und ich geh allein.“

„Gehe nur vor mir und zeige den Weg!“ stieß Paul seinen Bruder an und ging ihm mit eilenden Schritten nach.

Plötzlich zerriß der dunkelschwarze Vorhang des fröstelnden Himmels, und im bleifarbenen Tagesanbruch erblickten sie auf einmal Hunderte und Hunderte Tannenbäume, die so einsam und frierend nebeneinander standen, wie morsche Holzkreuze auf einem Kriegsfriedhof.

„Guck mal hin!“ rief Toni, der schon vor einigen Tagen eine vorherige Besichtigung im Tannenwald gehalten hatte.

„Komm schnell!“ winkte er und ging mit schnellen, aber vorsichtigen Schritten in die Richtung des ausgewählten Tannenbaumes.

„Das ist der Baum“, schrie er plötzlich und froh auf. „Wo ist das Beil?“ wandte er sich aufgeregt an seinen Bruder, der mit glücklichem Blick den wirklich schönen, geraden Tannenbaum streichelte.

„Ich mach es schon“, antwortete Paul heiser und zog mit einer plötzlichen Bewegung das kleine Beil unter seiner Achsel hervor und hieb voll Kraft und Angst an den Stamm des Tannenbaumes.

„Halt“ schrie unerwartet Toni. „Schnell, leg‘ dich unter den Baum!“

Mit eisigen Fingern faßte Paul den Stiel des Beils und hob mit seiner Schulter den schon beinahe herausgeschnittenen Tannenbaum. „Da kommt jemand“, flüsterte er vor sich hin und rutschte noch mehr unter den dichten Tannenbaum.

„Was sollen wir jetzt machen?“ fragte er mit erschrockenem Blick.

„Bleib' still!“ blickte Toni wütend auf seinen Bruder und versuchte sich ein wenig umzudrehen. Auch ihm war es jetzt nicht mehr egal, wie die ganze Sache ausfiel. Er hatte das Gefühl, daß jemand in der Nähe sei.

„Toni“ flüsterte wieder Paul. „Wenn jemand doch daher käme, dann lassen wir alles hier und hauen sofort ab!“

„Mein gutherziger Gott!“ – blitzte durch Tonis Kopf die Erkenntnis: „Lohnt sich dies alles, nur damit wir einen Tannenbaum für den heiligen Abend haben.“

„Das Beil her!“ wandte sich jetzt Toni schon geduldiger an seinen Bruder.

Wortlos überreichte Paul das Beil und versuchte den Tannenbaum zu halten, daß er so stehe, als wenn er unberührt wäre. Mit geübten Bewegungen hub er auf den Stamm ein, und auf einmal fiel der Tannenbaum um, als wenn es ihm plötzlich Schlecht geworden wäre.

„Komm!“ schrie Toni seinen Bruder kurz an und warf das Beil wütend vor sich hin. Mit voller Kraft erfaßte er den ausgeschnittenen Baum und zog ihn hinter sich her. Von Schritt zu Schritt, bald krabbelnd, bald sich wieder niederbückend, schleppten sie die Tanne von Baum zu Baum, bis sie endlich den dichten Akazienwald erreicht hatten. Erst als sie schon im Dickicht waren, blickten sie noch immer ängstlich und aufgeregt zurück auf den im aschenfarbigen Morgen sich frierend und stumpf aussteckenden Tannenwald, der ihnen so sehr unbarmherzig schwer einen einzelnen Tannenbaum aus seinem großen Reich gegeben hatte.

„Wie kommen wir jetzt nach Hause?“ fragte Paul Toni, der mit zitternden Beinen, keuchend sich an einen alten, schuppigen Akazienbaum stützte und mit seiner blaurötlichen Hand den Schweiß von seiner dampfenden Stirn wischte.

„Am besten wäre es“, antwortete Toni, „wenn wir hier unten in der letzten Gasse gehen würden. Da schlafen jetzt noch die Leute, da müssen wir keine Angst haben, daß uns jemand erblickt.“

„Dann los!“ trieb Paul seinen Bruder an, indem er noch einmal den großen, schönen und dichten Tannenbaum, der jetzt schon zerzaust vor ihren Füßen lag, tüchtig anschaute.

„Warte noch ein wenig!“ sagte Toni, und zur größten Überraschung seines Bruders nahm er einen langen Spagat aus seiner Hosentasche und band vorsichtig die

sich auseinanderzweigenden, noch bereiften Äste mit großer Sorgfalt schnell zusammen.

„Da hinter faßt du ihn an und vorne ich!“ gab Toni Befehl. „So, jetzt können wir gehen!“ winkte er und beugte sich langsam nieder zum Tannenbaum.

In weiche, flatternde Schneeflocken griff der plötzlich angekommene eiskalte Wind, als die zwei Brüder hundemüde zu Hause ankamen. Oma hat sie schon mit aufgeregtem Trippeln erwartet.

„O, ihr lieben Kinder!“ Wie gut, daß ihr schon zu Hause seid! Und wie schön der Baum hier ist!“ schlug sie ihre bräunlichen, äderigen Hände zusammen. „Wie habt ihr das große Ding nach Hause bringen können? Hat euch niemand unterwegs gesehen?“ lauteten in raschem Nacheinander die ängstlichen Fragen.

„Großmutter! Wohin sollen wir bis übermorgen Abend den Tannenbaum tragen?“ fragte Toni mit überlegenem Stolz, und trug ihn, ohne auf die Antwort zu warten, allein in die hintere Kammer.

„Vielleicht wird unser Weihnachtsabend doch schön“, ließ Paul träumend die Worte fallen und ging müde in die Küche, um seine Milch zu trinken.

Martin Anton Thomann

Die Krippenspieler

Es war kalt an jenem Heiligabend, als die Krippenspieler wortlos im Gänsemarsch zum dicken Dorfrichter gingen, dessen neuverputztes Haus hochmütig die kauern den rohrbedeckten Häuser überragte.

Schon auf der holprigen Hauptgasse hatten sich die kleine Truppe in Reih und Glied geordnet, und Hefler Stefan, der schon das dritte Jahr den heilige Josef spielte, blieb plötzlich stehen, um im selbstgebastelten Krippenhäuschen das aus Kautschuk gefertigte nackte Jesulein zuzudecken. Vorne gingen die zwei Engel in langen, weißen Röcken, und ihnen folgten die vier Hirten in zottigen und schlampigen Schafpelzen. Ein jeder von ihnen hatte einen echten hakenförmigen Hirtenstab, der nicht nur dem Krippenspiel diente, sondern auch dazu da war, die hie und da angreifenden Hunde fortzujagen. Unter den Hirten tippelte ängstlich, vor Kälte zittern, die Jungfrau Maria, die jüngere Schwester vom heiligen Josef, die erst in diesem Jahr in die Gruppe der Krippenspieler aufgenommen worden war.

Eine eigenartige, auf den ersten Blick unerklärbare Spannung erfaßte sie: Obwohl sie alle wußten, weshalb sie so plötzlich ungeduldig und nervös wurden, wollte niemand darüber sprechen. Allein der erste Hirt, der Lutz Hans, ein breitschultriger, kraftstrotzender Junge, der schon seit Jahren Organisator und Leiter der Krippenspieler war, verlangsamte seine Schritte, um nochmals all das wachzurufen, was zwischen ihm und dem Dorfrichter noch im Sommer geschehen war, und was er bis zum heutigen Tag nicht vergessen konnte, weil der Verstand immer schwächer als das Gefühl ist, und die Erinnerungen zu tief liegen, als daß die Verzeihung leicht die Oberhand gewonnen könnte.

Es war Ende Mai, als er an einem Abend bei Mondschein das wuchernde Gras am Friedhofsgraben ohne Genehmigung des Richters abgemäht und mit nach Hause genommen hatte. Als der Dorfrichter das erfahren hatte wurde er überaus wütend,

weil dieses Gras eigentlich ihm zustand. Schon am nächsten Tag schickte er dem jungen Mann eine amtliche Vorladung zu einer Verhandlung.

„Ter kann mich am A... lecke!“ meinte Hans und ging am nächsten Tag sorglos in den Taglohn, denn er lebte schon seit Jahren mit seiner verwitweten Mutter, die in den letzten Jahren mehr krank als gesund war. Da er auch die zweite Vorladung nicht beachtete, ließ ihn der Richter durch den Dorfpolizisten ins Gemeindehaus holen, wo die Geschworenen schon beisammensaßen und ihn zur Zahlung einer ziemlich hohen Summe verpflichteten. Obwohl auch die verhängte Geldstrafe ihm wehgetan hatte, ärgerte ihn viel mehr das unverschämte Verfahren des Richters. Wochenlang tratschte darüber das ganze Dorf.

„Mach’s Tor uf!“ schrie er gereizt den hageren Nickl Franz an, der die Rolle des ersten Engels spielte. Der griff behutsam nach der eiskalten Torschnalle und versuchte, sie vorsichtig hinunterzudrücken. Plötzlich vernahm man ein wütendes Gebell, und die Krippenspieler sprangen vor Angst auseinander. „Zuruck! Awr sofort!“ schrie ihnen Hans ärgerlich nach. „So Scheißkerle, wie ihr seid!“ schimpfte er und verharrte vor dem mächtigen Tor. „To, hinr mich hi!“ winkte er ungeduldig und drückte entschlossen die riesige Torschnalle hinunter und gab dabei mit seinem Knie dem schweren Torflügel einen kräftigen Stoß. „Ter Tink is jo kepune! Was hetr so enkscht vun tern?“ fragte er und ging mit energischen Schritten auf das gelblich flimmernde Licht zu.

Als sie an der Treppe zur hinteren Küche ankamen, öffnete sich langsam die Küchentür, und im dampfenden, schwankenden Licht erschien ein verhutzelttes altes Weib, die Mutter des Dorfrichters.

„Is jeman to?“ rief sie und machte dabei einige unsichere Schritte nach vorne.

„Mir sins, Kroßmodr! Ti Krippenspieler“, schrie Hans jetzt schon mutiger.

„Adem“, wandte sich das alte Weib in die Küche zurück, ti Krippenspieler sin to. Soll ich sie railosse?“

„Wenn sie schun to sin, no loß sie rai!“ dröhnte aus der dunklen Küche eine tiefe Männerstimme.

„Kloptses Christus!“ fielen die leisen Worte der Krippenspieler. Ängstlich traten sie in die nach gebratenem Fleisch und gewürzten Würsten duftende Küche, wo am

gedeckten Tisch der Richter gerade ein fettes, gebratenes Stück Schweinefleisch aus dem tiefen Schmortopf auf seinen gemusterten Teller legte.

Mit Spannung warteten alle auf den Wink von Hans, der mit seinem stechenden Blick zuerst den reich gedeckten Tisch prüfte, danach seine tiefliegenden Augen aufs rötliche, geäderte Gesicht des Hausherrn richtete, der in aller Ruhe, langsam und gründlich die vor ihm stehenden Krippenspieler betrachtete. Erst als die zwei Blicke aufeinandertrafen, gab Hans das Signal zum Beginn.

Mit andächtiger Stimme ertönte das einleitende Krippenlied der Hirten, die sich dabei langsam auf den Steinboden legten.

Ich ware zu Feld und wachte bei Schafen,
Wo sonst die Welt pflegt ruhig zu schlafen,
Bald richt ich mich auf und lose darauf,
Was Neues, was Neues, was Neues vorläuft.

Es wollte mich schier der Schlaf überfallen,
Da hör ich bei mir ein Musik erschallen,
So daß ich, so daß ich vor Freude aufsprang.

Gleich stund wer bei mir, schön glänzend voll Strahlen,
Als wenn man vor mir die Sonne wollt stahen,
Verkündt mir ein Freud, ach goldene Zeit,
Die er mir, die er mir, die er mir andeut.

Nach der dritten Strophe traten Josef und Maria gemessen, das beleuchtete Krippenhäuschen in den Händen, an den Tisch, wo schon die kleine, blondzopfige Enkelin, die Liesl, neugierig ins Krippenhäuschen lugte. Nachdem die letzten Töne des Hirtenliedes in der dunklen Küche verklungen waren, traten die zwei Engel hervor:

Still, still seid ihr Hirten, das Kindlein will schlafen!
Macht euch unterdessen was anders zu schaffen!
Das herzliche Kindlein begehret die Ruh,
Es macht seine liebeichen Äuglein zu.

„Wo finden wir das Kindlein?“ fragte der eine Hirt.

„Dort in dem Stall zu Bethlehem“, zeigte der Engel mit ausgestrecktem Arm aufs Krippenhäuschen. „Dort liegt es in einer Hütte und schlafet sanft in einem Krippelein, bei dem Ochs und Eselein.“

„Kommt, Hirten, kommt!“ stieß der erste Hirt, der Hans, dreimal nacheinander mit seinem Hirtenstab kräftig auf den Steinboden, wo die anderen auf den Knien wieder zu singen begannen:

So lasset uns dann nach Bethlehem gehen,
Und schauen etwas, was dorten geschehen,
So laßt uns von fern dem Kindlein zu Ehr,
Ein Hirten-, ein Hirtengesang hörn.

Der Lutz Hans starrte den Richter an. Obwohl dieser die auf ihn gerichteten Augen bemerkte, benahm er sich so, als wenn ihn nur das Lied der Krippenspieler interessieren würde. Sogar ein gutmütiges Lächeln zwang er seinem fetten und schwitzenden Gesicht auf, wobei er mehrmals das blonde Köpfchen seiner Enkelin mit der fleischigen Hand streichelte.

Lange und aufgebracht prüfte Hans das scheinheilige Gesicht des Richters, weil ihm wieder die beschämende Szene vom Sommer einfiel. Hart ergriff er mit seiner schwieligen Hand den Hirtenstock und dachte daran, wie er das Unrecht vergelten könnte. Er schaute auf die Mutter des Richters, die am Sparherd stand und still mitsang. Da fiel ihm seine verwitwete Mutter ein, die jetzt vielleicht gerade so am Patzenofen sitzt und auf ihn wartet, damit er alles erzählt, wie es an diesem Abend mit dem ganzen Krippenspielen war.

Als die anderen das Schlaflied „Stille Nacht“ zu singen begannen, trat er verstohlen zurück, verließ die Küche und verschwand in der kalten Nacht, wo die blinkenden Sterne gerade so arm und einsam am weiten finsternen Himmelsgewölbe standen wie er in dem dunklen Hof des Richters.

Martin Anton Thomann

Meine Oma

Heute noch sehe ich sie vor mir. Ihre zerbrechliche Gestalt, wie sie mit einem verdorrten Kukuruzstengel die winzigen, piepsenden Hühnchen durch das klapperige, hintere Tor in den abgelebten Hühnerstall jagt. Ihr schwarzer, immer befleckter Rock schlottert an ihrem schwächtigen Körper wie eine verblichene Fahne an der abgenützten Stange.

„Piipili, piipili! Husch in den Stall! Husch, schnell hinai! Tu vertammtes Tink! Kehscht net sofort nai! Hesch, uf tainen Platz! Tu fruktes, vertammtes Tier!“

An einem jeden Abend ertönte dieses heisere Schreien meiner Oma solange, bis alle Hühnchen ihren Platz im Hühnerstall gefunden hatten.

Seit ihrer frühen Kindheit an schaffte sie immer von früh morgens bis spät abends. Die höchste Pflicht meiner Oma war die vielseitige Leitung des ganzen Haushaltes und die Sorge um die ganze Familie. Dazu gehörte nicht nur einfach die Reinheit der Stuben, Küche, Kammern, des Kellers und Dachbodens, Vor- und Hinterhofes, die Verantwortlichkeit für die Gasse, den Gemüse- und Blumengarten, sondern die Hausfrau mußte auch den Backofen mindestens zweimal monatlich frisch weißen und wöchentlich einmal ausputzen. Das ganze Haus und alle Nebengebäude hat sie jährlich einmal – meistens vor der Kirchweih – neu weißen müssen. Was hätten denn die Gäste und die Verwandten gesagt, wenn ein Schwabenhaus mit ungeweißten, schmutzigen Wänden und Ställen gerade am Kirchweihstag die Besucher begrüßt hätte.

Meine Oma mußte wöchentlich einmal auch Brot backen, waschen, bügeln, nähen und natürlich an einem jeden Tag auch noch kochen. Das Kochen hat besonders dann viel Zeit in Anspruch genommen, wenn sie das gekochte Essen aufs Feld oder in den Weingarten tragen mußte.

Im Weingarten oder auf dem Felde konnte sie nur so lange ruhen, bis der Opa mit dem Essen fertig war. Sofort danach mußte auch sie sich an die jeweilige Arbeit machen. Besonders im Weingarten war immer etwas zu tun. In der schilfbedeckten

Hütte war immer eine überschüssige Hacke, ein Rechen, ein altes Messer zum Ranken oder ein Bündel Raffiabast, damit auch das Weib in der Arbeit jederzeit helfen kann. Mann und Weib beisammen zwischen den Weinreihen arbeiten zu sehen, das war erst der Beweis der schonen und echten Ehe.

Obwohl die Wartung des Viehs zur Arbeit der Männer gehörte, waren das Melken und die Fütterung des Kleinviehes immer Frauenarbeit. Noch heute steht das alte Butterfaß in der Speisekammer, in dem die Oma wöchentlich einmal Butter gerührt hat, damit die Familie mindestens am Sonntag beim Frühstück etwas Feines aufs Brot schmieren konnte. Der Überstand wurde nämlich auf den Wochenmarkt getragen, damit auch etwas Kleingeld ins Haus komme. Geradeso wurde die überständige Milch in die Molkerei getragen, denn auch dies gehörte zur alltäglichen Arbeit der Oma.

Sowohl auf dem Laubengang als auf den Brüstungen, Gesimsen und Nischen unseres Hauses fand man überall immer bunte Blumen, deren Pflege auch zur Arbeit der Oma gehörte.

Und im Winter?

Wenn der dunkelgraue Abend schon leise in der Ecke des den Geruch von Äpfeln ausstromenden Zimmers heruntappte, so saß sie mit ihrem runzligen blassen Gesicht an dem molligen, ritzigen Bauernofen, vor dem zierlich bearbeiteten, rötlichen Spinnrad und spann mit höckerigen, abgemagerten, ermüdeten Fingern den grobfasrigen, farblosen Hanf. Stundenlang konnte sie mit zusammengepreßten, blutlosen Lippen, von der Winterstille umspinnen, nur den dünnen Faden beobachtend, vor dem surrenden Rädchen sitzen, ihre einsamen Träume in den sich verdünnenden, endlosen Faden hineinträumen.

Auch stricken, nußklopfen und kukuruzriwle mußte die Arme, weil auch das ihre Arbeit war. Große Aufmerksamkeit und Sorgfältigkeit forderte das Verzieren der Wäsche und Kleidungsstücke mit verschiedenen Stickereien der eingemarkten Namenszeichen, gehäkelten Spitzen, wobei auch die Oma viele Abende im Schatten der Petroleumlampe mithelfen mußte.

Die schönsten Stunden für uns Enkelkinder waren die Morgenstunden. Bloß ein einziger, durch die Fensterspalten fallender goldgelber Streifen zeigte das

Erwachen des Tages an. Und die Oma war schon an meinem Bett. Mit leisen, lockenden Worten beugte sie sich über mich, und meinen Kopf streichelnd, begann sie mich zu wecken.

Nach einigen Minuten stand ich schon vor der weißemaillierten Schüssel, worin das lauwarme Wasser auf mich wartete.

Auch das Frühstück stand jeden Morgen fertig auf dem frisch gescheuerten Tisch: Milch, Marmelade, Honig oder trockene Wurst.

Zur Jause steckte sie mir einen rötlichen Apfel oder eine blasse, gelbe Birne in die enge Tasche des abgebrauchten Mantels. Bis zum dunkelbraunen Tor des Kindergartens wurde ich begleitet. Obwohl der ganze Weg nur fünf-sechs Minuten dauerte, erklärte die Oma immer, worauf ich achten soll, was im Kindergarten gesagt und gemacht wird.

Diese minutenlang dauernden Spaziergänge in den Kindergarten und die sich regelmäßig wiederholenden Spaziergänge auf den Friedhof, wo der Opa schon seit Jahren ruhte, waren für mich die schönsten Erlebnisse, die ich noch heute in mir trage.

Auch das Gesicht und die ganze körperliche Haltung der Oma wurde auf einmal festlich, wenn wir auf den Friedhof gingen. Einige Blumen, die auch im Spätherbst im Garten zu finden waren, die kleine Hacke und die grüne Gießkanne, das war unsere jeweilige Ausrüstung. Noch jetzt höre ich ihre stille, aber feste Stimme: „Martin! Prink tich in Ortnunk, mir kehn in ten Friethof!“ Diese Aufforderung bedeutete, daß ich mich schnell waschen, meine hellgraue Sonntagshose, ein sauberes Hemd anziehen und natürlich die kleine Hacke irgendwo hernehmen mußte und in einigen Minuten schon in der Einfahrt fertig zu stehen hatte. Da kam die Oma im schwarzen Kleid, mit schwarzem Kopftuch, mit den Blumen und der Gießkanne, dem feierlichen Gesicht, als wollte sie in die Kirche gehen.

Das war sie, meine Oma, die an einem kalten, mit Raureif anbrechenden Wintermorgen still und sehr einsam gestorben ist. Das Leben huschte so still aus ihr, wie still sie die Tage ihres Lebens aufeinander gelegt hat.

Es ist November. Die bunten Blumen blühen noch immer im kleinen Garten. Die kleine Hacke steht jetzt schon verrostet in der Ecke der alten Kammer, und die

grüne Gießkanne steht auch noch neben dem wackligen Tisch, dort, wohin die Oma sie getan hat. Nur sie, meine Oma, ist nirgendwo.

Georg Wittmann

Der Nikolaus kommt heuer nicht mehr

Althäuser müssen weichen, neue Wohnsiedlungen entstehen. Hochhäuser wachsen himmelwärts. Das Leben, die Lebensumstände ändern sich. Es wird gesagt, man lebt modern.

Modern, ja. Und glücklich? Das ist auch oft der Fall, wenn wer eine Neubauwohnung bekommen kann.

Wird aber trotzdem ein jeder glücklich? Auch jener, der sich im eigenen Haus wohlfühlte und dabei nicht mehr der Allerjüngste ist?

Kinder haben es allenfalls leichter. Sie lassen sich umpflanzen, ohne dabei Schäden zu erleiden.

Manches geht aber auch ihnen ab, das nicht restlos ersetzt werden kann.

Manches...

Toni drückt die Nase an der Fensterscheibe platt. Draußen dämmert es schon langsam, erzündet aber das Licht nicht an.

Straßenlampen leuchten auf, und vom sechsten Stockwerk läßt sich die in der Biegung heranrollende Eisenbahn erblicken, hellerleuchtet sausen die Waggone.

Jenseits des Eisenbahndammes stehen zerstreut Familienhäuser. Sie sind von Gärten, Obstbäumen und Hogeländen umgeben. Die Bäume stehen laublos kahl in der hereinbrechenden Abenddämmerung.

Dahinter ziehen sich Berghänge, mit rötlich schimmerndem Himmel im Westen.

Heute, am Nikolausabend, traf Toni zuerst ein; Mutti und Vati kommen erst später. Er hat das in der Schule erhaltene Nikolauspäckchen schon zerlegt, dann alles erneut stückweise in die Rottüte zurückgepfercht. Den Apfel, die Orange, den Salonzucker und die Schokolade. Einige Nüsse schlug er auf und nagte an einem schokoladeüberzogenen Keks.

Nüsse!

Nüsse haben sie immer vom eigenen Baum geholt! Im Winter lagen im Keller rotbäckige Äpfel und saftige Birnen. Vom Obst fiel ihm gleich auch das Klettern im Geäst ein, das Pflücken der Kirschen, Aprikosen und Pfirsiche im Sommer.

Dort drunten ist ein unlängst errichteter Spielplatz zwischen den Hochhäusern. Es gibt eine Rutschbahn und verschiedene Gerüste zum Klettern. Sommer gab es unweit noch einige Bäume, an denen Kirschen und Aprikosen reiften. Das war im sogenannten „Niemandland“, die alten Familienhäuser waren schon abgerissen.

Auch einige Bäume des eigenen Gartens standen da. Gitter war keines mehr vorhanden, das Obst war Freibeute für jeden, der das Gelände betrat. Davonscheuchen konnte man keinen. Im hochgeschossenen Unkraut tappten Kinder herum, brachen Äste von den Bäumen, und ein Mann steckte Aprikosen in seine breit geöffnete Aktentasche.

Dann kamen die Rodemaschinen, und am folgenden Tage lagen nur mehr umgekippte Stämme und abgebrochene Äste in einem hohen Haufen, deren Blätterwerk dem Verdorren preisgegeben war.

Seitdem wurde der Boden planiert; ein Hochkran ragt in die Höhe, und sein Schwenkarm schafft Paneelwände der Neubauten an Ort und Stelle der Montage.

Hoch am Kran brennt ein starkes Licht. Dort wird Tag und Nacht gearbeitet, dort werden die Wände zu Wohnungen zusammengebaut. Das interessiert aber Toni heute kaum, vielmehr jedoch, ob der Nikolaus zu ihm kommen wird? Hinauf ins Hochhaus, sechstes Stockwerk.

Alljährlich besuchte er ihn, so weit er nur zurückdenken kann. Auch im Vorjahre. Damals wohnten sie noch drunten im alten Einfamilienhaus. Winterlich pelzgekleidet, gestiefelt klopfte er an, hatte einen weißen Kinnbart und führte einen Gabensack mit sich.

Onkel Johann, Großvaters Bruder, vertröstete ihn unlängst damit, daß der Nikolaus auch in einem Hochhaus seine Gaben verteilen kann. Darüber erzählte er vormittags in der neuen Schule der Wohnsiedlung. Auch darüber, daß ihn der Nikolaus alljährlich selber beschenkt hat.

Manche Kinder lachten ihn aus, andere wollten es ihm gar nicht glauben oder spöttelten über ihn. So schwieg er lieber, erwartete aber die hereinbrechende

Dunkelheit. Schaut vom Fenster hinunter, wo die Straßenlampen ihren Lichterschimmer spendeten. Etwas weiter führte der schwarzfinstere Bahndamm, dahinter zerstreut Einzelhäuser.

Onkel Johann hatte es an diesem Abend eilig.

Seit dem Vormittag arbeitete er im Weinberg. Milde Strömungen wehten, und bei frostfreiem Wetter ging das Umgraben leichter, denn die Sonnenstrahlen trockneten den Boden, der vom Regen durchfeuchtet war.

Die sinkende Sonne färbte den westlichen Himmel rötlichviolett. Da hörte er mit der Arbeit auf, packte seine Werkzeuge zusammen und stieg die steilen Stiegen vom Berg hinunter.

Seine Gedanken eilten ihm aber weit voraus. Hinunter ins Tal, wo zerstreut die kleinen Häuser liegen. Von dieser Entfernung sind sie wie Zündholzschachtelchen klein, dann folgt der Bahndamm, jenseits des Dammes die neuen Hochhäuser, die heranwachsende Stadt.

Eilig nahm er Stein um Stein, Stiege um Stiege bergab. Der kleine Toni, des Bruders Enkelkind, erwartet ihn doch heute. Nein, eigentlich nicht einmal ihn, sondern den Nikolaus. Der sollte heute kommen, auf alle Fälle kommen zu ihm, wie in den vergangenen Jahren; treu wie alljährlich.

Vom letzten Pensionsgeld hatte er für heute schon vorgesorgt. Auf den Regalen im Konsum lächelten klein und groß geratene Nikolaus, rote Stiefelchen erinnerten an den Dezembergebinn.

Seine Frau hantierte in der Küche. Johann Vetter war aber hochbeschäftigt, kleidete sich um, schlüpfte in seine Pelzbekleidung, richtete seinen Wattebart. Die tarnende Pelzkappe wird heute ein wenig warm sein, doch sie sollte aufgesetzt werden.

Die rote Papiertüte füllte er mit Nikolausfiguren, Stiefelchen, Salonzucker, Apfel, Nuß und Dürrzwetschken. Zuletzt bekam sie einen Bauch von der Orange.

„Komm aber nicht zu spät nach Hause!“ rief ihm seine Frau noch nach, doch Johann Vetter hörte diese Mahnung wohl kaum mehr.

Seine Enkelkinder wohnten weit entfernt auf dem Lande, und so galt seine Großvaterliebe dem leichter erreichbaren Enkel des Bruders.

Vom Konsum brachte die Nachbarin eben feinschmeckende Rosinen. Die sollte auch er noch kaufen und in die Tüte schieben. Toni hatte daran im Vorjahr seine helle Freude.

Als er vom Laden kam, war es schon stockfinster.

Die Bahnunterführung für Fußgänger liegt so weit...

Wenn er bis dorthin geht, so bedeutet das einen Umweg von fast zehn Minuten, wo doch der kleine Toni sicherlich schon lange auf den Nikolaus wartet.

Ein Pfad führt zum Bahndamm hinauf. Mühsam suchten seine Stiefeln in der Finsternis nach Halt. Endlich schaffte er es und kam an und verschnaufte ein wenig.

Dort drüben strahlt alles in hellem Lichterglanz. Peitschenlampen strahlen, und hell erleuchtet sind viele Fenster der Hochhäuser.

Ob auch im sechsten Stock das Licht brennt? Das Hochhaus ragt empor, es heißt zählen: Erdgeschoß, dann erstes, zweites Stockwerk drittes, viertes...

Nein, er hat es verfehlt. Es heißt von neuem zu zählen. Erdgeschoß, erster, zweiter, dritter, vierter, fünfter Stock; jetzt sollte das sechste Stockwerk kommen!

Dann beginnt er vom zehnten Stock hinunterzu. Damit er sicher geht... Ja, das Fenster ist hell, und als ob im Fenster irgendwer herunterblicken würde. Vielleicht ist es der kleine Toni? Ja, er ist es, er sollte es mit Bestimmtheit sein, der den Nikolaus erwartet!

Onkel Johanns Augen sehen schon schwach. Dazu noch dieses Lichtermeer.

Die Lichter blenden. Unter den Füßen kann man kaum was sehen, da ist nur der schwarze Bahndamm. Die Gleispaare. Eins, zwei, dann noch ein Paar...

Das kann ein großer Stein gewesen sein, an dem er gestolpert war und hinfiel. Die Stirn, die Schläfen tun schrecklich weh, der Aufschlag war wuchtig an der Schienenkante!

Die Kraft ist wie verloren, die Anstrengung vergebens. Vor den Augen leuchtet nur die aus der Tüte gerollte gelbe Orange.

Er streckt die Hand danach, doch sein Arm tut weh. Die andere Hand hält verkrampft die halbleere Tüte. Krampfhaft, als gäbe es ihm einen Halt, als hinge daran das Glück und die Freude dieses Abends...

Ein schriller Pfiff ertönt, und der Expresszug saust schon in der Biegung, die Lokomotive bohrt sich ratternd durch des Abends Dunkelheit. Das schrille Pfeifen wird ohrenbetäubend laut, in Sekundenschnelle, doch gelähmt sind alle Kräfte.

Nur noch ein verspätet knirschendes Bremsen mischt sich in dieses Inferno.

Stunden vergehen, es wird schon Nacht. Auch Kinder müssen zu Bett, warten sie auch noch so sehnsüchtig darauf, daß der Nikolaus noch kommen könnte.

Der Nikolaus kam heuer nicht mehr...

ÜBERBLICK ÜBER DER UNGARND EUTSCHE LITERATUR

Eine ungarndeutsche Literatur existiert bis zu den frühen siebziger Jahren nicht. Ein Umbruch kam erst 1974. Die neue Situation und die neuen Bedürfnisse wurden in der Stellungnahme der Literarischen Sektion des VUdAK, Verband Ungarndeutscher Autoren und Künstler so verfasst: „Im Dienste der Pflege und der Erhaltung der Muttersprache, im Dienste der Befriedigung der ständig wachsenden kulturellen Bedürfnisse unserer deutschsprachigen Bevölkerung diejenigen Personen zu erfassen, die sich in deutscher Sprache schriftstellerisch betätigen können und wollen, außerdem neue Talente aufzufinden, sie zu dieser Arbeit zu ermutigen und für die Veröffentlichung ihrer Arbeiten systematische Möglichkeiten zu schaffen.“ Die erste Nachkriegsantologie „Tiefe Wurzeln“ erschien 1974.

Die Autoren dieses Bandes gehören zu verschiedenen Generationen. Bei der ältesten Generation (Ludwig Fischer, Josef Mikonya, Nikolaus Márnai-Mann) sind der Krieg und die Nachkriegssituation der ungarndeutschen Minderheit Hauptthemen: die politische Diskriminierung, die kollektive Schuldzuweisung. Sie fassen das Schreiben als Dienst für ihre Dorfgemeinschaft und ihre Heimat auf. Die ältere Generation erzählt die Geschichte und Schicksale ihrer Gemeinschaft mit Nostalgie und Sehnsucht nach den verschwundenen Lebensformen. Ihre häufigen Motive sind: das Dorf, erste Liebe, die Bäume, die Tiere, die traditionellen Feiern und Volksbräuche usw. Ihre Vorstellung über die Dichtkunst ist traditionell: sie folgen den traditionellen Dichtungsgattungen und Erzählungsformen des 19. Jahrhunderts, sie zeichnen Genrebilder, schreiben Gelegenheitsdichtung, in ihren Erzählungen dominiert die Verbalität?

In den Werken der jüngeren Generation (Valeria Koch, Claus Klotz, Josef Michaelis, Robert Becker, Bela Bayer, Nelu Bradean-Ebinger) erscheinen andere Erlebnisse. Als Bezugspunkt dient nicht mehr das Dorf, eine geschlossene Gemeinschaft, sondern die Stadt, die große Welt. Die Fragen der

Modernität werden formuliert, überhaupt die Probleme der Identität. Zur Identität gehört das Bewusstsein gemeinsamer Abstammung, die Zugehörigkeit einer sprachlichen Gemeinschaft. Die jüngere Generation verwendet die Mittel der Zweisprachigkeit, die deutsche Sprache, die Mundart und der Dialekt bedeuten für sie nicht mehr die Garantie des Bestehens, sondern bedeuten sie eher eine Traditionspflege. Doch auch für diese Generation ist die abnehmende Zahl der Gemeinschaft, die Zurückdrängung der Muttersprache eine schmerzvolle, intellektuelle Erfahrung, wie es im emblematischen Gedicht von Valeria Koch formuliert wird:

„Wo bist nun zu Hause
in schriller Pause
verklungener Worte
hoffnungsverdorrte
Takte bringt dein Lied
du bist ein fremdes Glied
geworden und geblieben
hier kein Grund dich zu lieben
dort keiner zu achten
leer sind die Frachten
versinkender Schiffe
im Meer der Begriffe“
(Stiefkind der Sprache)

Die neue Generation bekennt sich zu anderen poetischen Prinzipien. Durch ihre Bildung lernten sie die ausdrucksvollen Mittel der modernen Literatur, die heutige Gedichtsprache kennen. Sie verwenden die Mittel der Avantgarde, überraschende Wendungen und Assoziationsreihen. Obwohl die traditionelle Versform auch keine Seltenheit ist, aber das freie Verse dient der Schilderung der Erinnerungen und Erlebnisse. Das Bildgedicht gehört auch zum Repertoire, die ergänzende und stärkende Wirkung vom Text und Bild wird auf viele

unterschiedliche Art und Weise verwendet. Die Prosa (insbesondere Béla Bayers) ist von der Ansicht und Formsprache der gegenwärtigen Kurzprosa durchdrungen. Für die neue Generation gilt die Bezeichnung Heimatdichtung – Heimatdichter nicht mehr. Die Lokalität hat eine breitere Gültigkeit. Die ewiggültigen und aktuellen Fragen der kleinen Gemeinschaft verflechten sich mit den Problemen und Gegensätzen der gegenwärtigen ungarischen Gesellschaft und der modernen Welt. Der Dichter und der Schriftsteller erleben als Individuum die Erfahrungen des langsamen Verschwindens der Gemeinschaft, der Sprachkrise, des Wertverlustes und der Umweltzerstörung. In der neuen lyrischen Generation – vor allem in den Gedichten von Valeria Koch – bedeutet die Welt den Horizont, und sichert die Zukunft und Wertbeständigkeit der ungarndeutschen Literatur.

Zwei prominente Gestalten der jüngeren Generation der ungarndeutschen Literatur sind Valeria Koch und Josef Michaelis.

Valeria Koch

In der Dichtkunst von Valeria Koch zeigt sich am meisten die Trennung der neuen Generation von den Anforderungen der Lokalität der Heimatpoesie. Es lassen sich kaum Hinweise auf die folklorischen, sprachlichen Besonderheiten des Heimatlandes, auf das allgemeine Tragikgefühl der Minderheitenkultur finden. Sie schreibt als zweisprachige Dichterin, und weil sie sich auch im sprachlichen Universum der Kultur zu Hause fühlt, erlebt sie das ansonsten tragische Erlebnis des Sprachverlusts individuell anders. Diesem Gefühl verleiht sie Stimme in ihren beiden Gedichten unterschiedlich: *Stiefkind der Sprache* und *Ungarndeutsch*: „ist das maß / des tüchtigen Aussterbens“.

Valeria Kochs Dissertation über Heidegger zeigt wie tief sie die Verfremdung, eine der einschneidendsten Erlebnisse des 20. Jahrhunderts erlebt. Die Einsamkeit, das Alleinsein gehört zu den bestimmenden Themen ihrer Gedichte. Es ist in erster Linie kein aus ihrem Lebenslauf abgeleitetes Erlebnis, sondern eine existenzielle, lebensphilosophische Erfahrung. Zu den „Freunden“ aus dem europäischen Kulturkreis, die sie in ihrem kurzen Gedicht

mit dem Titel „*Einige meiner Freunde*“ auflistet, können wir aus der ungarischen Dichtkunst Attila József und vor allem Pilinszky dazurechnen. Pilinszkys enigmatische, metaphorisch geschlossene, kurze Textblöcke lassen sich in den Gedichten von Koch wiedererkennen. In ihrer Anthologie (*Stiefkind der Sprache*) befinden sich meist, Gedichte mit kurzen, fast prosaisch einfachen Texten. Die oft minimalistische Verzierung, die sprachliche Form baut ihre Wirkung und Aussage auf eine sprachliche Bravour, auf eine metaphorische Aussage. Wir könnten ihre geistreichen Zeilen aus dem Gedicht „*Prinzip Weiblichkeit*“ zitieren oder die beliebte akrostichonähnliche Versform aus dem Gedicht „*Weil*“, in die sie sich selbst hineinwebte (und in den Titel vielleicht auch Simone Weil).

Die Quelle, häufige Bezugnahme Valeria Kochs Dichtung ist die moderne Kultur, die moderne Dichtung. Um die komplizierte Beziehung zwischen Literatur und Welt geht es in ihrem geistreichen, metaphorisch kurzen Gedicht:

Die Literatur
ist verdichtete Welt
ist daher
die Welt
ein schmales Stück
Poesie?

Ihre Zitate, innere Bezugnahmen führen Goethe, Lenau oder das Schicksal, die Werke der österreichischen, zeitgenössischen Dichterin Ingeborg Bachmann vor. Die Vorfahren bedeuten nicht nur Beispiel, Muster, sondern es entsteht auch ein Dialog. Was ist der Sinn, der Inhalt der Kunst der Dichtung? Valeria Kochs sensible Seele erscheint auch in diesem Bezug: sie interessiert sich nicht für die Kunstgriffe, für den Beruf der Schöpfung, sondern für das Gefühl, die Stimmung, die durch Gedicht und Text entsteht.

Diese Textsammlung enthält Valeria Koch-Gedichte mehrerer Gedichttypen, Gedanken und Lautformationen. Der grundlegende Ton ist die Ironie. Die Dichterin betrachtet die Erscheinungen der Welt ironisch, ob es die

Relativisation der Sprache (*Das Wort*), das Verschwinden des menschlichen Charakters (*Sonett auf selbstbewußte Art*) ist, oder die Unmöglichkeit des Verstandes und der Kommunikation, was sie auf das geistreiche Wortspiel (nirgendwo-irgendwo) baute (*Das Land Nirgendwo*). Die anderen bestimmenden Charakterzüge der Gedichte von Koch sind die Traurigkeit und Melancholie. Die Grundlage dafür ist die Sensibilität und die Sehnsucht nach einer sinnvolleren, menschlicheren Welt. Das kann in den in Memoriam-Gedichten wahrgenommen werden (Hölderlin, Rilke) und aus dieser Welterfahrung ergibt sich die auf tragisch gestimmte Weltansicht, der Gedanke und das Erlebnis der Vergänglichkeit.

Valeria Koch ist eine herausragende Vertreterin der ungarndeutschen Literatur. Ihr Talent, ihre dichterische Sensibilität und Bildung weisen ihr eine ausgezeichnete Stelle zu. Ihr kurzes Leben, ihr Lebenswerk, das ein Torso blieb, ist der große Verlust der ungarischen Literatur.

Josef Michaelis

Der fruchtbarste Autor. Er schreibt Gedichte, Erzählungen und Werke für Kinder. Seine Erzählprosa scheint stärker zu sein, aber auch seine Gedichte sind in der Textsammlung zu lesen. Wie andere Vertreter seiner Generation erlebt auch er den Sprachverlust tragisch, doch kann er nachvollziehen, dass die Lokalität gleichzeitig die Drohung der Isolation bedeutet, und dass Zweisprachigkeit heute keinen Sprachverlust, sondern den Dialog mit der Welt bedeutet. Die Heimat, die ehemaligen Traditionen, die geschlossene und heimelige Dorfgemeinschaft – insbesondere in seinen Erzählungen – widerspiegelt sich ein wenig als die Welt der Nostalgie. In seinen längeren, in der Mundart geschriebenen Gedichten werden die Erlebnisse aus seinem Freundschaftskreis im Dorf lebendig, und die Welt der Weinberge und Presshäuser mit warmen Farben gezeichnet.

Seine Gedichte sind meistens kurz, auf das Aussagen und Benennen gebaut. Daraus folgend sind sie schmucklos, mit Begriffen, die auf den

Verstand appellierend, den Text bilden. Sein Gedicht mit dem Titel *Geschichte in Fortsetzungen* aus dem Jahr 1989, reflektiert die Hoffnung, den Zweifel und die Angst der Wende, indem er Antonyme auflistet, die auf diese Übergangszeit hinweisen. Denselben Versaufbau können wir in seinen relativ häufigen Bildgedichten finden. Ein ergreifendes Bildgedicht entsteht aus den Worten Blut, Stein und Staub, die ein Kreuz auf dem Grab eines namenlosen Soldaten bilden. Es gibt keine Erklärung vom Autor, der Leser bildet für sich selbst eine Bedeutung, die sich aus den aufgelisteten Begriffen über die Sinnlosigkeit des Krieges und über die Unwiederholbarkeit des menschlichen Lebens zusammensetzen lässt. Gerade diese sprachliche Kraft und den sprachlichen Minimalismus schätzen wir in seinen Einwortgedichten *Blätter* oder *Wieder zu Hause*:

„Ein Bild
Ein Schild
Ein Ort
Ein Wort.“

Die Sprechweise der Modernität berührte ihn kaum. Seine häufigen Bildgedichte aber lassen die Synthese der bildlichen Erscheinung und der Begriffsbenennung in einem guten Licht erscheinen. Sie kann in den schönen und geistreichen Zeilen des Gedichtes *Herbstelegie*, in dem Gedicht *Sprühregen*, das durch die Bildform eine Bedeutung ausstrahlt und in der Zeichnung *Turm* entdeckt werden. Seine gesammelten Verse können in seinem Band *Sturmvolle Zeiten* gelesen werden.

Michaelis Fähigkeit zum Erzählen zeigt sich in den Märchen und Erzählungen. Als Lehrer, Pädagoge weiß er am besten, dass auch in unserer heutigen, technisierten Welt *der Märchenkanäle der Fernseher* das Märchen gebraucht wird. Dass die Eltern am Abend den Kindern, die schon im Bett liegen, vorlesen, wobei nicht nur der Märchentext und die Aussage zählen, sondern vor allem die Gelegenheit des direkten Zusammenseins, wie das Kind ins Bett gebracht wird. Andererseits entwickelt das vorgelesene Märchen die Phantasie, die Fähigkeit des bildnerischen Gestaltens und den Wortschatz der

Kinder, wenn sie es nacherzählen. Michaelis schreibt in dieser Auffassung Märchen, er folgt der tausendjährigen Tradition des Märchenerzählens.

Seine Märchen heben grundlegende menschliche Werte hervor: Verständnis, Weisheit, Mut, Liebe. Eins seiner am besten geformte Märchen ist *Das Igelmädchen*. Er verwendet den traditionellen Topos, erklärt den Ursprung einer Eigenschaft. Das eingebildete auf seine Schönheit stolze Igelmädchen wird bestraft, ihm wachsen Stacheln auf dem Rücken. Genauso märchenhaft und mit menschlichen Eigenschaften erklärt *Die kleine Giraffe*, warum diese Tiere einen so langen Hals haben. Die Geschichten langen in die alte Vergangenheit zurück, auch dadurch die Phantasie der lesenden Kinder für eine vergangene Welt erweckend. In dem Märchen *Der Fuchs und der Hase* wird erzählt, wie es dazu kam, dass der Fuchs einen langen, buschigen und der Hase einen kleinen Schwanz bekam. Der Autor kennt die Geschichten, er rückt die Topoi in ein neues Licht, schreibt eine neue Geschichte zu traditionellen Themen. In den Tiermärchen – wie seit den Märchenerzählern im Altertum immer – erscheinen menschliche Eigenschaften, und die agierenden Figuren sind auch sehr menschlich: manchmal nett und schön, manchmal dumm und böse.

Eine spezifische Gruppe von Michaelis Geschichten bilden die Märchen und Sagen, die über die historischen Sehenswürdigkeiten seiner Heimat erzählen. Die Veranschaulichkeit, das Reichtum der Ausdrücke seiner Erzählweise kommt in diesen Geschichten richtig zur Geltung. Das Reichtum an Wendungen, an Bildern und an sprachlichen Ausdrücken der ehemaligen Märchenerzählung wird in diesen Märchen und Sagen aufbewahrt. Auf diese Tatsache weist sogar der Autor hin, indem er als seine Quellen, seinen Vater, die Schomberger, und den „ältesten Serben“ angibt, deren Erzählungen er neuschreibt.

Die ungarischen Sagen führen die Erklärung eines Ereignisses oder einer Naturbildung in die alte, grausame und geheimnisvolle Zeit der Türkenwelt zurück. Michaelis setzt die folkloristische Tradition fort. Der versteckte Schatz erklärt die Geheimnisse seiner Heimat. Das Gold, der Schatz beschäftigt die

Phantasie der Menschen, insbesondere der armen Leute sehr, also verbinden sie irgendein Ereignis mit dem sagenhaften Schatz der Türkenzeit, mit dessen Versteck. Darüber können wir in den Sagen *Der verlorene Schatz* oder *Der steinerne Ziegenbock* lesen. Die Sagen und Märchen weisen eine gute Form und eine einfache Struktur auf, in denen das Geheimnis, die Geschehnisse, die unabsehbaren Ereignisse, also all die Elemente, die die Gattung Märchen Jahrhunderte lang erhielten und die Aufmerksamkeit des Publikums sicherten, vorhanden sind.

Josef Michaelis gehört zu den fruchtbarsten, herausragendsten Vertretern der gegenwärtigen, ungarndeutschen Literatur.

AUTORENPORTRAITS

ÁTS, ERIKA (Miskolc, 1934). Ihr Vater war der Leiter des Debreziner Gestüts, so wurde die Familie am Ende des Zweiten Weltkrieges nach Deutschland evakuiert. Sie kehrte nach Ungarn zurück, beendete ihre Schulen, anschließend studierte sie Germanistik und Ungarisch.

Sie arbeitete als Journalistin, dann als stellvertretende Chefredakteurin bei der Neuen Zeitung. Sie gab die erste ungarndeutsche Anthologie *Tiefe Wurzeln* heraus. Die Auswahl der Anthologie *Tiefe Wurzeln* stellt ihre Sichtweise plastisch dar: die traditionelle Erzählweise wird mit neuen Sprachformen vermischt. Ihre gute Ausbildung, ihre Kenntnisse im Bereich moderner Literatur erweiterten nicht nur ihren Horizont, sondern auch ihre Formkultur.

Ihre Werke sind in der Neuen Zeitung, im *literarischen rundbrief* sowie in den Anthologien *Bekenntnisse ~ Erkenntnisse, Igele-Bigele und Bekenntnisse eines Birkenbaumes* zu lesen. Selbständiger Band: *Gefesselt ans Pfauenrad* (1981), *Lied unterm Scheffel* (2010).

BAYER, BELA (Waroli/Váralja, 1951). Studierte an der Pädagogischen Hochschule in Kaposvár, anschließend Ungarisch an der Janus-Pannonius-Universität in Fünfkirchen/Pécs. Er lebte und arbeitete in Bonnhard/Bonyhád erst als Lehrer, später als freiberuflicher Journalist. Er lebt seit 1998 in Deutschland und verfasst seine Werke in zwei Sprachen. Seine an literarischen Beispielen gefeite Kurzprosa gibt die melancholische Stimmung im hageren Stil zurück. In seinen Gedichten kommen das Verschweigen tragischer Lebensansichten und die nicht abgeschlossenen, kurzen, dichterischen Formen häufig vor.

Er schreibt sowohl in Deutsch, als auch in Ungarisch. Seine deutschsprachigen Gedichte und Erzählungen erschienen in mehreren Zeitungen und Anthologien (*Das Zweiglein, Bekenntnisse eines Birkenbaumes*). Selbständige Bände: *Graublau* (1996), *Spiegelscherbe* (1999), *Asymethrie* (2000), *opalkugel der liebe* (2001), *Auf den Schanzen der Seele* (2001), *Dort drüben* (2002), *Herausforderungen* (2006), *Diesseits der Milchstraße* (2010).

BECKER, ROBERT (Fünfkirchen/Pécs, 1970). Die Grundschule besuchte er in Surgetin/Szederkény. Ab 1984 war er Schüler des deutschen Klassenzuges im Klara-Löwey-Gymnasium in Fünfkirchen. Studierte Germanistik, Theologie und Religionspädagogik in Greifswald, Jena und Graz und Fünfkirchen. Er veröffentlicht seine Werke seit 1983 in Zeitschriften in den deutschsprachigen Ländern sowie in Ungarn in deutscher und in ungarischer Sprache. Mit seinem ersten selbständigen Band *Faltertanz* (1997) nahm er an der Frankfurter Buchmesse 1999 teil.

Er ist seit 1998 Vorsitzender der Literarischen Sektion des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler (VUdAK). Ende 2013 erschien sein zweiter Gedichtband mit dem Titel *Gebündelt*. Der Band enthält Gedichte aus den vergangenen 15 Jahren.

BRADÉAN-EBINGER, NELU (Arad, Rumänien, 1952). Studierte Germanistik, Finnougristik und ungarische Philologie an den Universitäten in Bukarest, Helsinki und Budapest. Dr. phil. 1979, Kandidat der Sprachwissenschaften 1985. Leiter des Fremdsprachenseminars der Universität für Ökonomie in Budapest. Er ist Professor und Autor vieler Essays und Abhandlungen, in denen die Zweisprachigkeit, der Sprachgebrauch der Ungarndeutschen und die mitteleuropäischen Sprachräume untersucht werden.

Seine literarischen Arbeiten erschienen in der Neuen Zeitung, im *literarischer rundbrief*, im Deutschen Kalender und in den Anthologien *Bekenntnisse ~ Erkenntnisse*, *Jahresringe*, *Bekenntnisse eines Birkenbaumes*, *Nachrichten aus Ungarn. Das Zweiglein*, sowie *Igele-Bigele*. Selbständige Bände: *Budapester Resonanzen* (1986), „*Bekenntnisse eines Mitteleuropäers/Egy közep-európai ember vallomásai*“, (2000).

FATH, GEORG (Erdősmárok, 1910 – Fünfkirchen/Pécs, 1999). Schon als Kind lernte er die Natur und das Leben im Dorf kennen. Er schwärmte für die Musik, für

das Volkslied, wollte Musiker werden. Allmählich wandte sich sein Interesse der Lyrik zu. In seinen Gedichten schrieb er über Dorfsleben, Natur, Familie, Liebe, Heimat. Er veröffentlichte seine Werke in der Neuen Zeitung, in *Der Ungarndeutsche* (München), im *literarischen Rundbrief* sowie in Anthologien *Tiefe Wurzeln*, *Bekenntnisse ~ Erkenntnisse*, *Jahresringe*, *Bekenntnisse eines Birkenbaumes* und *Zwischen Weiden und Akazien*. Er war der erste ungarndeutsche Autor mit einem selbständigen Band *Stockbrünnlein* (1977).

FISCHER, LUDWIG (Karanac/Karancs, Jugoslawien, 1929 – Saksard/Szekszárd 2012). Sein Dorf war die Heimat von Schwaben, Serben und Ungarn. 1945 kam er ins Lager, er konnte aber noch im November 1945 nach Ungarn flüchten. Ab September 1947 besuchte er das katholische Gymnasium in Fünfkirchen. 1957 absolvierte er das Studium auf Lehramt. Ab 1960 war er Deutschlehrer in Nadwar/Nemesnádudvar, dann wurde er in einer Mittelschule in Saksard angestellt.

Seine literarische Tätigkeit begann mit Erzählungen, die an die Kindheit erinnern, dann folgten Stimmungsbilder, kurze Geschichten, die eigentlich als Vorbereitungen für die nach 1990 geschriebenen Lagergeschichten gelten. Er hat auch zahlreiche heitere Geschichten verfasst, die vorwiegend in der Neuen Zeitung erschienen sind.

Seine Prosa wird durch ihre Wortkargheit und den pointierten Schluss gekennzeichnet. Besonders wichtig sind die Dialoge, oft wird eine ganze Geschichte nur auf einen Dialog aufgebaut, so erschließt sich die Geschichte indirekt.

Selbständige Bände: *Auf weiten Wegen* (1983), *Die Erinnerung bleibt* (2009).

HEROLD, JOHANN (Ismi/Izmény, 1921 – Mase/Máza, 1999). Besuchte die Grundschule in seinem Geburtsort und arbeitete als Maurer. Im zweiten Weltkrieg kämpfte er an der Front, kam in Kriegsgefangenschaft. Erst 1948 konnte er nach Hause kehren. Seit seiner Schulzeit beschäftigte er sich mit Literatur. Seine Werke erschienen in den Anthologien *Tiefe Wurzeln*, *Bekenntnisse ~ Erkenntnisse*, *Jahresringe*. Beliebt waren seine Kronert-Hans-Geschichten im Deutschen Kalender. Sein Interesse galt auch der Pflege des Volksliedgutes. Er spielte am Akkordeon und an der Zither und sang im berühmten Herold-Duo.

KANTER, JOSEF (Sagetal/Szakadát, 1932) wurde als fünftes Kind einer ungarndeutschen Kleinbauerfamilie geboren. Die Erlebnisse der 30er Jahre, der Krieg, die Retorsion, die Vertreibung bestimmten grundsätzlich seine spätere Lebensbahn. In den damaligen Zeiten kam die schulische Bildung überhaupt nicht in Frage, neben schwerer, fürs alltägliche Brot sorgender Arbeit kamen seine literarischen Fähigkeiten zur Geltung. Seine ersten Versuche in der deutschen Literatur und Prosa – als Schriftsteller – wurden Ende der 60er Jahre veröffentlicht. Seitdem entstehen regelmäßig seine Werke, in denen das alltägliche Leben – mit Freuden und Sorgen – eines ungarndeutschen Kleindorfes dargestellt wird.

Seine Veröffentlichungen erschienen bisher in dem Wochenblatt *Neue Zeitung*, in der Anthologie *Tiefe Wurzeln*, 2001 erschien sein neuestes Werk *Gefesselt an die Vergangenheit*, mit lyrischen und prosaischen Schriften.

In den 70er Jahren spielte Josef Kanter eine wichtige Rolle in der kulturellen und gemeinschaftlichen Wiederbelebung der Ungarndeutschen in Sagetal.

Seit 1999 ist er Vorsitzender der Deutschen Minderheitenselbstverwaltung in Sagetal. Mit seinem persönlichen Beispiel hat er viele junge Leute, Kollegen aus der Mehrheits- und Minderheitennation für das Ungarndeutschtum gewonnen.

KLOTZ, CLAUS (Sankt Iwan bei Ofen/Pilisszentiván, 1947 – Berlin, 1990). Studierte Germanistik in Budapest und in Leipzig. Er war dreisprachig (Deutsch, Ungarisch, Russisch), schrieb aber seine Werke auf Deutsch. Seine Mutter sprach mit ihm Schwäbisch, seine Oma gebrauchte Russisch. Sein Gedicht „*Mein Deutschtum*“ liest sich wie eine Selbstbiographie, in der seine verbundene Identität dargestellt wird. Die erlebten Erfahrungen gehören zu seiner Person.

Seit 1973 veröffentlichte er seine Werke in der *Neuen Zeitung*, im Deutschen Kalender sowie in mehreren Anthologien. Er war über ein Jahrzehnt Sekretär des Verbandes der Ungarndeutschen, Sekretär der Literarischen Sektion und wurde 1990 zum dritten Vorsitzenden des Verbandes Ungarndeutscher Autoren gewählt. Er arbeitete zuletzt als stellvertretender Direktor im Haus der Ungarischen Kultur in Berlin, wo er in den Freitod ging.

KOCH, VALERIA (Surgetin/Szederkény, 1949 – Budapest, 1998). Nach dem Studium der Germanistik und Hungarologie in Szegedin/Szeged, der Journalistik und Philosophie in Budapest unterrichtete sie in Fünfkirchen/ Pécs und Budapest. Sie war Redakteurin der Neuen Zeitung und Hungarian Trade Journal. Als zweisprachige Autorin publizierte sie Gedichte, Erzählungen, Essays, Kinderliteratur und Übersetzungen in ungarischer und deutscher Sprache. Sie war Redakteurin und Autorin der Kinderanthologie *Igele-Bigele*. Zweisprachige Gedichtbände: *Zuversicht – Bizalom* (1982) und *Sub Rosa* (1989). Ihr Band *Wandlung* (1993) enthält zwischen 1989 und 1992 entstandene Gedichte. 1994 erschien ihr ungarischer Märchenroman *A herceg és a róza* (Der Prinz und die Rose), die subjektive Weiterschreibung des Werkes *Der kleine Prinz* von Antoine de Saint-Exupéry. Der Sammelband ihrer ungarischen Gedichte *Kiolvashatatlan* (Unauslesbar) erschien 1997. Sie wurde mit mehreren Preisen ausgezeichnet. *Stiefkind der Sprache* heißt nach ihrem letzten Willen der Band mit ausgewählten Werken, den sie zusammengestellt hatte.

MÁRNAI-MANN, NIKOLAUS (Almasch/Bácsalmás, 1914 – Almasch, 2001). Sohn einer schwäbischen Bauern- und Handwerkerfamilie, Studium an der katholischen Lehrerbildungsanstalt Kalocsa und an der Universität Szegedin, an der Sorbonne in Paris, Heidelberg und Berlin. Kontakte zum Ungarländischen Deutschen Volksbildungsverein, in Frankreich zur Gewerkschaft CGT. War Soldat in der ungarischen Armee an der Ostfront, lief dann zu den Partisanen über. Gymnasiallehrer für Deutsch, französisch und Russisch. UNESCO-Entwicklungshelfer in Afrika. Begann nach seiner Pensionierung zu veröffentlichen. Sein Hauptanliegen, Leben und Wirken des Batschkaer Schwabentums in seinen Geschichten und Gedichten einzufangen und zu spiegeln, und dies in seinem Heimatdialekt. In seinem Werk „*Tie verlaareni Homet*“, bricht er mit den geformten Idealen über Verantwortung und Möglichkeiten der früheren Epoche, in dem er die Kriegs- und Nachkriegsgeschehnisse in Selbstinterpretationen neu anführt.

Seine Mundarttexte erschienen in der Neuen Zeitung, im Deutschen Kalender, im *literarischer rundbrief*. Selbständige Bände: *Iwer Hiwel und Sand* (1983), *Ich pin a Schwob* (1989), *Hometskschichten* (1993).

MICHAELIS, JOSEF (Schomberg/Somberek, 1955). Studierte deutsche Sprache und Literatur an der Pädagogischen Hochschule in Frankenstadt/Baja, Geschichte an der Janus-Pannonius-Universität in Fünfkirchen/Pécs. Seit 1977 ist er Grundschullehrer für Deutsch und Geschichte in Willand/Villány. Sein literarisches Werk zeigt tiefe Verbundenheit mit der Sagen- und Märchenwelt und mit der Geschichte des Ungarndeutschtums. Veröffentlichungen in unter anderen in der Neuen Zeitung, Signale und im Deutschen Kalender sowie in verschiedenen Anthologien.

Sein selbständiger Band *Zauberhut* für Kinder erschien 1991, in zweiter Auflage 1995; das Buch *Sturmvolle Zeiten*, das Gedichte aus den Jahren 1976-1990 enthält, im Jahre 1992. Der Autor hielt zahlreiche Lesungen im In- und Ausland, und vertrat die ungarndeutsche Literatur 1999 mit großem Erfolg auf der Buchmesse in Leipzig und Frankfurt. 2000 wurde er mit dem Lenau-Preis des Fünfkirchner Nikolaus-Lenau-Kulturvereins ausgezeichnet. 2007 erhält er den Hauptpreis des Donaischwäbischen Kulturellen Preises des Bundeslandes Baden-Württemberg, 2010 den Minderheitenpreis des Ministerpräsidenten. Weitere selbständige Bände: *Treibsand* (2004), *Der verlorene Schatz/Az elveszett kincs* (2008).

MIKONYA, JOSEF (Tarian/Tarján, 1928 – Tarian/Tarján 2006). Sohn eines besitzlosen Landarbeiterehepaars. Nach der Grundschule und der Hauerschule arbeitete er als Bergmann und Hüttenarbeiter. Seine bestimmenden Erlebnisse waren soziale Konflikte im Dorf, Schicksal des Ungarndeutschtums in und nach dem Zweiten Weltkrieg. In seinem Roman *Todestanz* stellt er das Minderheitenschicksal, die grauenvollen Geschehnisse nach dem zweiten Weltkrieg mit der Kraft der traditionellen, erzählerischen Sprache vor.

Seit dem Aufruf: „Greift zur Feder!“ (1973) schrieb er regelmäßig. Seine Werke erschienen in Anthologien, in der Neuen Zeitung und im Deutschen Kalender. Selbständiger Band: *Krähen auf dem Essigbaum* (1994). Seine Werke erschienen auch in ungarischer Sprache.

RITTINGER, ENGELBERT (Fünfkirchen/Pécs, 1929 – Fünfkirchen/Pécs, 2000). Er wuchs in Kascha/Kiskassa in der Branau auf. Nach den vier Klassen der Grundschule besuchte er das Jesuitengymnasium in Fünfkirchen, wo er 1948 das Abitur ablegte. Nach einem Semester Hochschulstudium wurde er aus politischen Gründen suspendiert und war Hilfsarbeiter. Nach dem Militärdienst studierte er Ungarisch auf Lehramt in Fünfkirchen, später absolvierte er das Fach Deutsch. Er arbeitete als Lehrer in kleinen Dörfern in der Branau.

Seit 1973 veröffentlichte er seine in der Hochsprache und in der Mundart verfassten Werke in der Neuen Zeitung, im Deutschen Kalender und in mehreren Anthologien. Selbständige Bände: *Mir ungarische Schwowe* (1985), *Verschiedene Verhältnisse* (2001). Sein Anliegen war, das Ungarndeutschtum zu erziehen, die Traditionen und die Muttersprache zu pflegen. Das war Rittingers Stärke, die unverwechselbare zwischen Leidenschaft und Ironie, auch Selbstironie, zwischen belehrendem Ernst und deftig-derben Scherz schwebende Mentalität seiner Landsleute in seinen lyrischen Aussagen einfließen zu lassen. Für seine vorbildliche literarische Tätigkeit, sowie für seine Teilnahme am öffentlichen Leben erhielt er beim ersten Tag der Ungarndeutschen die hohe Auszeichnung „Ehrennadel für die Ungarndeutschen in Gold“.

SZIEBERT, FRANZ (Ráczgörcsöny heute Ketschinge/Görcsönydoboka, 1929 - Görcsönydoboka/Ketschinge 2012). Nach der Grundschule arbeitete er in der örtlichen LPG. Neben seiner Arbeit legte er das Abitur ab. Er war Leiter der LPG in Schomberg/Somberek.

Seine ersten Publikationen veröffentlichte er in der Neuen Zeitung schon in den späten 50er Jahren. Chronist von Schicksalen und Begebenheiten in seinem Heimatdorf. Selbständige Bände: *Unzuverlässig?* (1997), *Vertrieben, Verschwiegen, Vergessen* (2010).

ZELTNER, FRANZ (Brennbergbánya, 1911 - 1992)

Er ist einer der ersten ungarndeutschen Autoren der Nachkriegszeit, der sich in seinem Schreiben auf realistische Weise mit der besonderen Situation der ungarndeutschen

Bevölkerung befaßte. Im Wettbewerb „*Greift zur Feder*“, in seinem preisgekrönten Gedicht fängt er die Atmosphäre der geistigen Nachkriegssituation ohne jedes romantischen Klischee ein. Seine Texte befinden sich in den ungarndeutschen Anthologien „*Tiefe Wurzeln*“, „*Bekentnisse – Erkenntnisse*“, „*Igele-Bigele*“.

WITTMANN, GEORG (Promontor/Budafok, 1930 - 1991)

Schriftsteller, wurde in Promontor (Budafok) geboren. Er wollte Deutsch und Latein an der Universität studieren, doch er wurde nicht aufgenommen. Nach dem Abitur arbeitete er in einer Buchhandlung, dann bei Ganz Mavag. Sein bedeutendstes Werk ist die *Holzpuppe*, woran er ein Jahrzehnt lang arbeitete. In dieser Erzählung begleitet er das Schicksal der Deutschen, seitdem sie von Maria Theresia nach Ungarn gesiedelt wurden. Seit dieser Zeit wurde die Holzpuppe aufbewahrt, bis sie 1944 bei einem Bombeangriff getroffen wurde. In der Mundartanthologie (*Tie Sproch wiedergfune*) zeigt er die ironische und humorvolle Seite seiner Erzählweise.

INHALT

5. Klasse

ÁTS, Erika: Beim nähen zu singen
ÁTS, Erika: Sieben Sachen
BECKER, Robert: Heidentanz mit Paukenschlag
BECKER, Robert: Schwäbische Türkei
BRADEAN-Ebinger, Nelu: Bekenntnis
BRADEAN-Ebinger, Nelu: September
FATA, Martha.: Zum Geburtstag
FATH, Georg: Vergißmeinnicht
KLOTZ, Claus: Ahnerls Lied
KOCH, Valeria: Ein Kind erzählt
MICHAELIS, Josef: Blätter
MICHAELIS, Josef: Der Fisch und der Frosch
MICHAELIS, Josef: Der Fuchs und der Hase
MICHAELIS, Josef: Der römische Wachturm
MICHAELIS, Josef: Die alte Weide
MICHAELIS, Josef: Die kleine Giraffe
MICHAELIS, Josef: Jahreszeiten
MICHAELIS, Josef: Landschaftsbild
MICHAELIS, Josef: Lockruf
MICHAELIS, Josef: Reimschnitzerei
MICHAELIS, Josef: Schmetterling
MICHAELIS, Josef: Tierische Gewohnheiten
MICHAELIS, Josef: Tierkonzert
MICHAELIS, Josef: Winter
ZELTNER, Franz: Mutter

6. Klasse

ÁTS, Erika: Herbst
BAYER, Bela: Der Harzgeruch
BAYER, Bela: Feenzierde
BECKER, Robert: Schritt für Schritt
FATA, Martha: Opas Bild
FATA, Martha: Rosenkranz
FATH, Georg: Abschied
FATH, Georg: Kinderfrühling
FATH, Georg: Tannenbaum
FATH, Georg: Waldestrost
FATH, Georg: Weihnacht
HEROLD, Johann: Winterausklang
KOCH, Valeria: Das Land Nirgendwo
KOCH, Valeria: Glaskugelkindheit
KOCH, Valeria: Lebenslauf
KOCH, Valeria: Sommertagstraum
MÁRNAI-Mann, Nikolaus: Tr erschti Schnee
MÁRNAI-Mann, Nikolaus: Winderketanken
MICHAELIS, Josef: Anno
MICHAELIS, Josef: Das heilige Brunnlein
MICHAELIS, Josef: Das Igelmädchen
MICHAELIS, Josef: Das Sterntal
MICHAELIS, Josef: Frühling
MICHAELIS, Josef: Liebesbrief
MICHAELIS, Josef: Plattensee Zyklus
MICHAELIS, Josef: Schlaflied
MICHAELIS, Josef: Tierkonzert
MIKONYA, Josef: Das Land wo meine Wiege stand

MIKONYA, Josef: Der alte Kirschbaum
MIKONYA, Josef: Rauschige Gedanken
ZELTNER, Franz: Es wird bald wieder Frühling sein

7. Klasse

ÁTS, Erika: Der Tag und die Nacht
ÁTS, Erika: Die Wundertorte
ÁTS, Erika: Frage
ÁTS, Erika: Zu Füßen der Geschichte
BAYER, Bela: Der Goldtaler
BAYER, Bela: Die Ohrfeige
BAYER, Bela: Sonett
BAYER, Bela: Umsonst
FATH, Georg: Im Walde
FISCHER, Ludwig: Die alte Katze
KLOTZ, Claus: Das Zweiglein
KOCH, Valeria: Der Mann im Mond
KOCH, Valeria: Klatschmohn-Chanson
KOCH, Valeria: Teenager-Klagelied
KOCH, Valeria: Vivaldis Herbst
KOCH, Valeria: Wer bist Du?
MICHAELIS, Josef: Der Maulwurf und die Feldmaus
MICHAELIS, Josef: Der Türkenhügel
MICHAELIS, Josef: Die erste Liebe
MICHAELIS, Josef: Friedensgebet
MICHAELIS, Josef: Langsam
MICHAELIS, Josef: Mutter
MICHAELIS, Josef: Spätherpst
MICHAELIS, Josef: Wetterbericht

RITTINGER, Engelbert: Unsere Fahne
ZELTNER, Franz: Herbstgedanken
ZELTNER, Franz: Meine zwei Sprachen

8. Klasse

ÁTS, Erika: Allerlei
BAYER, Bela: Das Quartier
BAYER, Bela: Der Kopfstand
BAYER, Bela: Pole
BAYER, Bela: Wie Judas
FATA, Martha: Die Welt
FATH, Georg: Mein Ahnerl
FISCHER, Ludwig: In Fichtenwalde
FISCHER, Ludwig: Monika
FISCHER, Ludwig: Wo sind sie geblieben?
KLOTZ, Claus: Ars poetica
KOCH, Valeria: Alle meine Freunde
KOCH, Valeria: In memoriam Rilke
KOCH, Valeria: Jugend
KOCH, Valeria: Kindheit
KOCH, Valeria: Liebeleid
KOCH, Valeria: Meiner Mutter Lobgesang
KOCH, Valeria: Melancholie der Gleichzeitigkeit
KOCH, Valeria: Mysterium der Liebe
KOCH, Valeria: Schutzengel, danke!
KOCH, Valeria: Sonett auf selbstbewußte Art
KOCH, Valeria: Stiefkind der Sprache
KOCH, Valeria: Wir melden gehorsam
KOCH, Valeria: Wo die Schlitten sausen

MÁRNAI-MANN, Nikolaus: Meini Mundart
MICHAELIS, Josef: Aufrstehung
MICHAELIS, Josef: Das Lamm und der Esel
MICHAELIS, Josef: Der Hirsch und der Wolf
MICHAELIS, Josef: Die Steinschnecken von Willand
MICHAELIS, Josef: Entwicklung
MICHAELIS, Josef: Legionäre aus Aquincum
MICHAELIS, Josef: Lenau
MICHAELIS, Josef: Sturmvolle Zeiten
MICHAELIS, Josef: Wege durch Schluchten
PINTZ, Valentin: Der arme Seppl
RITTINGER, Engelbert: Verschiedene Verhältnisse
THOMANN, Martin Anton.: Der Tannenbaum
THOMANN, Martin Anton: Die Krippenspieler
THOMANN, Martin Anton: Meine Oma
WITTMANN, Georg: Der Nikolaus kommt heuer nicht mehr

LITERATUR

ÁTS Erika: Gefesselt ans Pfauenrad (Gedichte und Nachdichtungen). Lehrbuchverlag, Budapest, 1981.

BAYER Béla: Graublau. Megyei Könyvtár, Szekszárd, 1996.

BAYER Béla. Spiegelscherbe. Babits Verlag, Szekszárd, 1999.

Deutscher Kalender. Jahrbuch der Ungarndeutschen. Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen, Budapest, 2001.

FISCHER, Ludwig: Auf weiten Wegen (Erzählungen). Tankönyvkiadó, Budapest, 1983.

KOCH, Valeria: Stiefkind der Sprache. Ausgewählte Werke. VUdAK, Budapest, 1999.

MICHAELIS, Josef: Sturmvolle Zeiten. VUdAK, Budapest, 1992.

MICHAELIS, Josef: Zauberhut. Tankönyvkiadó, Budapest, 1991.

MICHAELIS, Josef: Der verlorene Schatz. Eigenverlag, Herausgeber: Josef Michaelis H-7773 Willand, Deák Ferenc Str. 48.

SCHUTH, Johann (Hrsg): Tie Sproch wiedergfune. Ungarndeutsche Mundartanthologie. Tankönyvkiadó, Budapest, 1989.

SCHUTH, Johann (Hrsg.): Das Zweiglein. Antologie junger ungarndeutscher Dichter. Tankönyvkiadó, Budapest, 1989.

SZENDE Béla (Hrsg.) Jahresringe (Ungarndeutsche Anthologie). Lehrbuchverlag, Budapest, 1984.

Igele-Biegele. Ungarndeutsche Kinderanthologie. Lehrbuchverlag, Budapest, 1980.

DACZI Margit-KLEIN Ágnes-ZRÍNYI Andrea: Lies mit, Denk mit! Ungarndeutsche Autoren im Unterricht, Grimm Kiadó Szeged